orm. 1975 i (2 Jaschkowsky

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

26151.

Geld und Kunst.

(Uebersetzungsrecht vorbehalten.)

Geld und Kunst.

Roman

von

Dor. von Paschkowsky,

Verfasserin der preisgekrönten Novelle „Asperula odorata“, „Cornelia“ u. s. w.

Zweiter Band.

Jena,
Druck und Verlag von Friedrich Mauke.
1865.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zweites Buch.

Luise.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zwischenscene in Briefen.

Erster Brief.

Alphons Voges an Mr. John Herbert.

Du wirst Dich gewiß schon über mein langes Schweigen gewundert haben, mein lieber John, aber ich wußte in der That nicht, was ich Dir Neues oder Interessantes hätte schreiben sollen und ohnedem verlohnt es sich in der That kaum der Mühe des Schreibens. Zwischen meiner Abreise aus Newyork, meiner Ankunft im väterlichen Hause und heut' liegt allerdings fast ein halbes Jahr. Ich hatte mir auch oft vorgenommen, ein Paar Stunden mit Dir zu verplaudern und besonders Deine leicht verzeihliche Neugierde in Betreff meiner und meines hiesigen Lebens zu befriedigen, aber,

aufrichtig gesagt, war ich weder zum Schreiben, noch zum Plaudern aufgelegt. Ich habe mich in diesem Winter verdammt gelangweilt; das ganze Nest hier scheint mir klein und armselig, die Menschen spießbürgerlich und engherzig, die ganzen Verhältnisse beschränkt und unfrei im Vergleich mit den Eurigen, die ja auch die meinigen waren. — Ich dachte ja auch nichts weniger, als daß mein Alter auf die abscheuliche Idee kommen würde, mich nach Hause zu rufen, und Du wirst Dich noch erinnern, wie lange Zeit ich mir gelassen hatte, diesem Ruf Folge zu leisten. Aber da ein Brief dem anderen folgte, einer noch ungeduldiger, als der andere, schien es mir denn doch nicht gerathen, den väterlichen Zorn auf mein Haupt zu laden. Ich mußte also meine höchst angenehmen, dortigen Verhältnisse und noch weit angenehmeren liaisons zerreißen und „mich auf die Strümpfe" machen, zumal die plötzliche Verlobung meines Bruders Erwin mit der kleinen Cousine ein Ereigniß schien, von dem ich hoffen konnte, eine mindestens erträgliche Existenz in der Heimath zu finden, da sie natürlich Alles dort in rosenfarbene Laune versetzt haben mußte. — Aber, aber, mein alter John! Ich bin nun einmal ein Pechvogel, wie Du weißt, und was

zum Dreiling geschlagen ist, wird nie ein Thaler! —

Denke Dir: als ich ungefähr gegen Ende Octobers hier ankam, nachdem ich mich erst eine kleine Weile unterwegs herumgetrieben und den letzten Rest meiner köstlichen Freiheit noch einmal bis zur Nagelprobe ausgetrunken hatte, empfing mich anstatt der lächelnden und strahlenden Bräutigams- und Schwiegervater-Gesichter, zu denen ich mir noch das prächtige Gesicht meiner theueren Tante als angehenden Schwiegermama gedacht hatte, und das schöne Antlitz meiner Cousine Esther, welche in dieser Zwischenzeit ein erwachsenes Mädchen geworden sein mußte, — nur mein Alter mit einem entsetzlich langen, mürrischen Gesicht, in dem ich sowohl Unzufriedenheit über mein langes Ausbleiben, als auch mit der ganzen Welt, ohne Ausnahme, herauslesen konnte. In den ersten Stunden meines Hierseins traf mich auch schon die Hiobspost, was die Ursache besagten langen Gesichts gewesen war, nämlich: daß die Verlobung der beiden Liebenden aufgehoben, Erwin in die weite Welt gegangen sei, um Maler zu werden, die Tante mit der Exbraut nach Paris, um dem Skandal auszuweichen, und der Alte vor dem Rest sitzen geblieben war, wüthend über den ungerathenen Jungen, über die fehlgeschlagene

Speculation einer Verheirathung desselben mit der millionenreichen Cousine, dem Achselzucken, offenem Mitleid und der heimlichen Schadenfreude der „treuen Freunde" ausgesetzt, die nicht eiliger zur Gratulation der Verlobten, als zum Condoliren des „armen Vaters" kommen konnten.

Nachdem ich Alles erfahren hatte, konnte ich es diesem nicht verdenken, daß er froh war, mich als Sündenbock zu haben, an dem er nun seine lange verhaltene Galle frei ausströmen konnte. Ich fluchte natürlich auch mit auf „den verrückten Künstler," den ungehorsamen Sohn, den untreuen Liebenden und war wirklich von Herzen froh, auch ein Object meines Unwillens zu haben, welchen ich doch an dem Alten nicht auslassen konnte.

Du kannst denken, daß ich mich unter diesen Umständen spottschlecht befand, den Alten mit seinen Projekten zum Kuckuck und mich selbst dahin wünschte, wo der Pfeffer wächst, — rectius: dorthin, wo man Herr seiner Neigungen und seiner Zeit ist, nämlich zurück nach Newyork, und daß ich aus Langeweile wirklich manchmal etwas wie verliebte Sehnsucht nach meiner kleinen spröden Florida fühlte, welche ich so oft vor den Coulissen und noch öfter hinter denselben bewundert hatte, Wenn Du ein menschliches Herz im Leibe hast, John, so

sprich dann und wann mit ihr von mir und lass' sie mich über Dich nicht ganz vergessen, dem ich meinen reizenden Nachlaß von Fleisch und Blut vermacht habe, da ich gezwungen war, sie einem Anderen abzutreten und den ich Dir vor allen Anderen am liebsten gönnte, eben weil ich ihn nicht selbst behalten konnte.

Als das erste unangenehme Gefühl überwunden war und ich, als der Philosoph, der ich bin, die Sachen betrachtete, wie sie am besten zu arrangiren waren, um leben zu können, fand ich freilich, daß es nicht so schlimm war, als es anfänglich den Anschein hatte. Mein Alter war zufrieden, mich um sich zu haben. Ich bin nicht so träge bei der Arbeit, wie der Schlingel von Erwin und da ich ihm manche erwünschte Auskunft über unser Haus in Newyork und unsere dortigen Verbindungen und Beziehungen geben konnte, was sich doch schriftlich nie so gut thun läßt, ich ihm auch versichern konnte, daß Mr. Bekson, der provisorische Führer unserer dortigen Firma, ein zuverlässiger und fleißiger Mann, unser Geschäft drüben also in den besten Händen sei, so wurde er nach und nach wieder gut zu sprechen, und Du weißt, ich konnte stets vortrefflich mit ihm fertig werden, da ich seine schwachen Seiten kenne und ihn dabei zu fassen verstehe.

In Folge dessen wurde meine Existenz immer erträglicher und besser und wenn mich hier in diesem Nest nicht die Langeweile so infam plagte, so wäre ich schon zufrieden, zumal hier die Tugend eine Nothwendigkeit ist. Mein Alter hat mir dann auch, nach vielen krummen Sprüngen, reinen Wein eingeschenkt und mir gesagt, warum er mich hat kommen lassen. Ich wußte es schon vorher, denn ich kenne den alten Fuchs. Esther ist es, meine schöne, reiche Cousine, die er für mich aufgehegt hat und der ich so recht den Hof machen sollte, ihr und ihrer eitlen Mutter, bis wir die zwei Goldfische gefangen hätten.

Es war vortrefflich ausspintisirt, das muß ich sagen: Erwin sollte die kleine, kränkliche Alicia haben, die doch nichts Besseres beanspruchen konnte, ich die schöne, piquante Esther und Vater Voges wäre zufrieden gewesen. Erwin wäre unter seiner Aufsicht hier geblieben und hätte hier die Firma vertreten, ich in Newyork und als herrliches Kitt- und Bindungsmittel dieser beiden Firmen die Millionen der Mutter Barry! —

Als die Geschichte zwischen Erwin und Alicia so weit gediehen war, mußte ich natürlich zur Hand sein und da er die schwache Mutter leicht bestimmen konnte, Esther aus der Pension nach Hause zu ru-

fen, so mußte ich gleich da sein, um den flügge gewordenen goldenen Vogel zu fangen, was mir auch recht gewesen wäre, denn Esther muß sehr schön geworden sein und wenn sie's auch nicht wäre — qu'importe? — Das Bischen Zeit, das man über kurz oder lang bei seiner Frau sein muß, erübrigt man schon und nachher kann man ja immer als Garçon leben und sich schadlos halten, so gut es gehen will. Die Hauptsache von Allem sind und bleiben doch immer: „Moses und die Propheten!“ — Du kennst doch noch diesen etwas profanen Ausdruck, den ich trotzdem sehr liebe und oft gebrauche, ebenso wie das Geld, welches ich mit diesem Namen profanire. —

So weit war nun Alles vortrefflich gegangen, bis der Esel von Erwin uns den tollen Streich spielte. Ich finde es ganz recht von dem Alten, daß er ihn fortgejagt hat, ohne ihm auch nur einen rothen Heller zu geben, und weder etwas von ihm sehen, noch hören will. Meinetwegen kann er auch bleiben, wo er ist. — Ich werde gewiß kein gutes Wort für ihn einlegen, denn ich verachte seine Dummheit noch mehr, als ich über solche hirnverrückte Idee empört bin. Er, dem so viele Mittel zu Gebote stehen und dem bald noch weit mehr offen gewesen wären, hätte sich mit den schönsten Gemälden

umgeben, hätte selbst pfuschen und sudeln können nach Herzenslust, wenn er doch mit seiner Zeit und Jugend nichts Besseres anzufangen wußte; er hätte ganz ruhig das kleine alberne Ding von Alicia heirathen und meinetwegen aller Welt Künstler um sich versammeln und deren Mäcen spielen können, denn für bessere Gesellschaft fehlte dem Aermsten von jeher der Kopf; — aber statt Alles dessen will er selbst Künstler werden, sich und uns lächerlich machen und eine Verbindung aufheben, die für uns so nothwendig war. — Nach diesem Allen habe ich natürlich aufgehört, einen Bruder zu haben, sowie mein Vater von jetzt an nur einen Sohn haben wird. — Ich werde suchen, den Verlust zu ersetzen, soviel in meinen Kräften steht, werde unserem Hause und dem Geschäft so viele Ausdehnung und so großen Glanz geben, als ich vermag, werde meine reizende Cousine heirathen, sobald ich kann und ich bombardire sie und meine „gnädige" Tante mit den zärtlichsten und lamentabelsten Briefen, als könne ich den Tag gar nicht erwarten, wo ich sie wiedersehen werde. Vor der Hand sind sie noch in Paris, wo Alicia sehr leidend sein soll, wie ich vermuthe, aus Liebesweh. Sie hat wahrscheinlich, nach Mädchenart, eine Menge sentimentaler Romane gelesen und nicht recht ver-

baut. In ihrem schwachen Hirn spukt nun die Idee, eine elende, hüstelnde, bleichsüchtige Heldin einer dieser Romane zu werden, die von Seufzern und Mondschein leben, fadenscheinig und spindeldürr werden und endlich „am gebrochenen Herzen" sterben! — Wir Materialisten wissen es aber besser, daß das, was Phantasten und Narren „am gebrochenen Herzen sterben" nennen, nichts Anderes ist, als Verdauungsstörungen und Unterleibsaffectionen und daß, wenn dann noch ein Paar Aerzte mit ihren Pillen, Mixturen und Lattwergen kommen, die Suppe bald gahr ist! —

Wie dem auch sei, Tante Barry ist eine vorzügliche Mutter, wenigstens giebt sie sich fabelhafte Mühe, eine solche zu *scheinen*, denn mein Alter lacht immer und sieht aus wie ein Faun, wenn er einen Brief von ihr bekommt, darin sie immer und immer wieder von ihrer Sorge um Alicia's Gesundheit schreibt, und meint dann, die gute Frau brauche sich ihm gegenüber nicht so viel Mühe zu geben, da sie wisse, daß er gut hinter die Coulissen zu gucken verstehe, läßt sie aber natürlich gewähren und antwortet stets in der möglichsten Theilnahme für das „arme Kind." Ich gucke aber auch manchmal hinter *seine* Coulissen und weiß, daß er sich die Augen nicht ausweinen würde, wenn das „arme

Kind" stürbe, denn dann wäre Esther die alleinige Erbin! — Den Schluß ziehe Du selbst, mein alter John! — —

So viel von dem, was war und was sein wird. Jetzt zu dem, was ist. Es ist nicht viel, aber immer besser, als nichts. Nachdem ich mich lange bei der Oper umgesehen, die, nebenbei gesagt, hier schlecht ist, wandte ich meine Attention dem Ballet zu und da gefiel es mir schon besser. Wir, die Bewohner dieser höchst respectablen Stadt nämlich, sind keine großen Mäcene und Terpsichore ist die einzige Muse, die wir protegiren. Nicht, daß mit unserer ersten Solotänzerin etwas Gescheutes zu machen wäre! — O, Gott möge uns behüten! Die ist so mager wie ein Gerippe und alt und häßlich dazu. Aber im corps de ballet giebt's hübsche, runde, frische Kinder, die einen Verehrer ihrer Kunst, welche zu erlernen sie sich redliche Mühe geben, ebenso freundlich ansehen, als einen Verehrer ihrer Reize, die ihnen ohne ihr Zuthun zugefallen sind. Da ich nun die Reize all' dieser Schönen nicht zugleich bewundern kann, sondern mich immer exclusiv gehalten habe, wie Du weißt, so lange nämlich meine zeitweilige dame de coeur es verstand, mich zu halten, so beschränke ich mich auch hier auf die Bewunderung meiner kleinen,

allerliebsten Kathinka, hüsch, brünett, feuerig, capriciös und piquant, bei der ich noch einem anderen „Mäcen" erst den Rang ablaufen mußte, der ältlich, Familienvater, in zweiter Ehe verheirathet und ungeheuer splendid war, was also ein unmoralisches Verhältniß abgab, wie Du begreifst, das gebrochen zu haben, ich mir als „gute That" anrechne. — Du kannst Dir denken, daß ich froh war, endlich „engagirt" zu sein, nachdem ich mich so lange vergebens nach einem amüsanten techtel mechtel umgesehen hatte, bei dem ich meine ungeheuere Langeweile und meine Sehnsucht nach Florida vergessen konnte. Kathinka nun ist gerade die Person dazu. Sie erhält mich fortwährend in Spannung, chikanirt mich, verlangt die wunderlichsten Dinge von mir und wenn ich mich erst darauf besinnen will, so setzt sie mir gleich den Stuhl vor die Thür! (Ich rede bildlich, mein Junge, wie Du wohl begreifst, denn zu einem wirklichen Aussetzen lasse ich es nicht kommen.) Ich verdenke es aber dem kleinen Teufel nicht, denn es giebt hier genug alte und junge Kunstfreunde, die eine so allerliebste, amüsante und piquante Künstlerin gern in ihre Obhut nehmen und protegiren würden, wenn einmal der Platz bei ihr vakant würde. Daß sie mich aber eine Menge Geld

kostet und Papa Senator blind geben muß, da er mir sehend nie viel geben würde, trotzdem er eigentlich generös ist, kannst Du denken. Ich habe ihr sogar kürzlich ein Reitpferd für den Sommer versprechen müssen, was eine ecklige Geschichte wird. Ich hätte es nicht thun und festbleiben sollen, aber sie ist ein wahrer Satan. Als ich es ihr nicht gleich versprechen wollte, blitzte sie mich mit ihren großen braunen Augen so zornig an, als wollte sie mich in Grund und Boden schmettern. Sie kennt mich schon zu gut, um nicht zu wissen, daß ich diesen Blitzen nicht widerstehen kann. Ich werde auch damit fertig und lasse ihr schon jetzt Reitstunden geben, wobei sie sich außerordentlich gelehrig und kühn zeigt. Sie hat einen wundervollen Körper und eine Haltung zu Pferde, als wäre sie zur Kunstreiterin geboren. Das ist schon etwas werth und wenn der Alte auch anfangs brummt, werde ich Honig genug um den Bart wischen, daß er das Reitpferd herausrückt. —

Mir geht es also, wie Du siehst, so, so! — Im Uebrigen hat mich der Alte gut situirt. Ich habe eine Reihe eleganter und bequem eingerichteter Zimmer, in denen ich empfangen kann, wen ich will, einen Kammerdiener, der ein prächtiger, geriebener Kerl ist und eine feine Spürnase hat,

ein schönes Reitpferd und ein kleines Gig. — Dazu ist die Küche hier vortrefflich, der Weinkeller reichlich versorgt und ich bin ganz unabhängig und Herr meiner freien Zeit, die mir nach den Arbeiten im Comptoir und den Besuchen an der Börse bleibt, worin ich sehr pünktlich bin, um den Alten bei guter Laune zu erhalten. — Aber Du fehlst mir sehr, John; einen Freund, wie Dich, habe ich hier noch nicht gefunden. Die jungen Damen unserer Kreise sind unausstehlich, früh verblüht und vertanzt, machen keine gute Toilette und führen eine fade Conversation. Die Eleganz und der Comfort unserer Vaterstadt fehlen hier ganz: Sandsteintreppen und Backsteinhäuser anstatt unserer Marmorstufen und Marmorfaçaden, erst in einzelnen Neubauten etwas Luxus mit den großen Spiegelscheiben, wie sie bei uns gäng und gebe sind. — —

Zur Abwechselung wünsche ich jetzt, daß die Tante mit Cousinechen Esther bald herkommen mögen. Ich habe Zeit genug, neben meinen Verpflichtungen für meinen kleinen diable die schöne Cousine zu poussiren, die auch so etwas von einem diable in sich hat, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, die ich von ihr besitze. Ich denke mir oft den Spaß, wenn ich sie erst in mich verliebt und eifersüchtig mache! — Das wäre ein piquantes

Gewürz mehr in der faden Sauçe meines hiesigen Lebens! —

Adieu, alter Junge, lebe wohl und schreibe bald. Grüße unsere kleine Florida und lass' sie mich ein klein wenig vermissen! — Dein alter

Alphons Voges.

Zweiter Brief.

Esther Barry an Mademoiselle Cécile Lambon.

Wiesbaden. —

Aus meiner Ueberschrift, meine liebe Cécile, wirst Du sehen, daß wir das hübsche Lahnthal bereits verlassen haben und auf der Heimreise sind. Mama meinte, wir könnten en passant Wiesbaden und Homburg kennen lernen und hier oder da verweilen, wenn es uns gefiele. Wir haben den schönen Rhein von allen Seiten gesehen, sind ein Paar Tage in Cöln, Bonn und Coblenz gewesen und haben eine Nacht in Boppard geschlafen, vis à vis den Ruinen von Rolandseck und Nonnenwerth, romantischen Andenkens. Hier konnte Alicia so recht schwärmen, das arme Ding! — Sie sah selbst nicht weniger blaß aus, als der verliebte Ritter, nur mit dem Unterschiede, daß sie am anderen Morgen wieder aufwachte und jener nicht. Mich lassen diese rührenden Sagen ganz

kalt. Ich bin nun einmal nicht dazu geschaffen, an Schatten zu hängen und mir Herz und Hirn mit den geisterhaften Geschichten lange verwehter Generationen auszufüllen, welche wahr sein können und auch nicht. Ich lasse Vergangenes vergangen und Todtes todt sein und halte mich an Leben, Sonnenschein, Freude und Genuß, kurz, an die realen Dinge dieser Welt und gönne den Phantasten und Schwärmern ihre Ideale.

Alicia ist nun wirklich solch' ein Mondscheinwesen, das in körperlosen Dingen lebt und in Träumen wacht, während sie für die Wirklichkeit todt ist und im Wachen träumt. Du hast sie ja selbst im vorigen Herbst gesehen, liebe Cécile, und wenn Du sie jetzt sehen würdest, sie noch um ein Paar Linien zarter und durchsichtiger finden, als damals. Aufrichtig gesagt, ich glaube nicht, daß etwas Rechtes wieder aus ihr wird. Der verrückte Vetter oder vielmehr sein Geist spuken dergestalt in ihrem armen, kleinen Kopf und Herzen, daß sie selbst darüber nach und nach zum Geist wird. Natürlich sage ich nichts davon der Mama, die sich die unsäglichste Mühe giebt, sie wieder zurecht zu flicken, und deßhalb von einem Arzt zum anderen geht. Als sie im vorigen Herbst nach Lausanne kamen, um mich aus der Pension und von den Damen Lormand

abzuholen, erschrak ich fast bei dem ersten Anblick, so sehr hatte sie sich verändert. Du wirst Dich noch erinnern, liebe Cécile, was kurz vordem vorgefallen war. Du warst ja die Einzige in dieser unausstehlich langweiligen Pension, der ich Alles mittheilen konnte und mochte, was mich betraf, und so wußtest Du auch von der schnellen Verlobung Alicia's mit unserem Cousin und von dem tollen Streich, den er bald darauf unserer ganzen Familie spielte. — Daß Mama, sobald die Sache so weit bekannt geworden war, daß sie sich nicht mehr vertuschen ließ, Alicia mit sich fortnahm aus den gewohnten Umgebungen, aus dem Kreise ihrer Bekannten, die ja natürlich nur Achselzucken für die fatale Geschichte haben konnten, unter sich aber genug darüber skandalisirt haben mögen, — ganz fort aus der Stadt, wo jeder Ort sie an das Verhältniß und das schmähliche Zerreißen desselben erinnerte, weißt Du. —

Ich werde den Morgen nie vergessen, an dem Madame Lormand mich ganz unerwartet in's Sprechzimmer rufen ließ und ich Mama mit Alicien dort fand, Beide verstört und alterirt, und Mama mir sagte, sie seien auf der Reise nach Paris, wo wir den Winter zubringen wollten, und gekommen, mich mitzunehmen, sobald Madame

Lormand es für passend fände, mich zu entlassen. Sie blieben darauf noch einige Wochen in Lausanne, bis die hundert und tausend Skrupel des alten Drachen überwunden waren und sie mich endlich mit einem Strom von Thränen und einer wohlgesetzten Rede aus ihren Armen und ihrer Pension entließ, eine Glückliche, die nicht genug Selbstüberwindung hatte, um den Jubel, welcher ihr ganzes Herz erfüllte, unter einer wohlanständigen Rührung und tiefgefühlten Dankbarkeit gegen ihre treue und theuere Lehrerin zu verbergen. Wäre der schnelle Abschied von Dir nicht gewesen, ich glaube, ich hätte wirklich kein einziges Thränchen weinen können. So aber dachte ich an Dich und daß wir uns nun trennen mußten und da weinte ich wirklich ein klein wenig, was Mama sehr zu wundern und Madame Lormand sehr zufrieden zu stellen schien.

Wie wir den Winter in der schönen metropole de l'univers zubrachten, habe ich Dir ja schon geschrieben. Du weißt, daß Mama, die so schön und liebenswürdig ist, sich leicht Eingang in die besten Gesellschaften verschafft und überall Freunde und Verehrer findet; daß wir uns dort bald unsere Kreise schafften und ich mich sehr glücklich fühlte, nach dem klösterlichen Zwange und der altjungfer-

lichen Strenge der Pension Lormand mich einmal recht frei bewegen zu können und mein Leben zu genießen, von dem ich bisher noch nicht viel genossen habe. Wäre Alicia nicht bei uns gewesen, mit ihren ewig rothen Augen und ewig bleichen Wangen, mit ihrem Hüsteln und Kränkeln, mit ihrer Schwermuth und Mondscheingestalt, ich glaube, wir hätten einen sehr angenehmen Winter verlebt. So aber wurde nichts Rechtes davon, denn Mama ließ es sich nicht nehmen, bald diesen, bald jenen Arzt zu consultiren, von denen jeder seine eigene Ansicht hatte und alle darin übereinstimmten, sie habe eine äußerst schwache Constitution. Mich ennuyirten diese ewig wiederholten Geschichten sehr und ich kann Mama noch nicht begreifen, wie sie immer so besorgt war und immer auf neue Mittel sann. Ob sie im Herzen wirklich eben so voll Sorgen ist, weiß ich nicht, glaube es aber kaum, denn sie weiß so gut wie ich, daß Alicia im Grunde wenig an ihrem Leben liegt, daß sie aller dieser Sorge und Theilnahme immer nur mit einem frostigen Blick und altklugen Lächeln begegnet, als wolle sie sagen: „Gieb Dir keine Mühe mit mir, es lohnt sich doch nicht derselben und ich weiß Dir nicht einmal Dank dafür!"

Als die pariser Aerzte mit ihren Recepten und

kräftigen Speisen immer noch nicht genug helfen wollten, ließ Mama ihren Arzt aus Deutschland kommen, der Alicia schon im vorigen Winter behandelt hatte, und dieser schlug nun vernünftigerweise Ems als Aufenthalt für den Sommer vor, wo wir dann fast acht Wochen gewesen sind und Mama ihr enges Gewissen mit Alicia's pünktlicher Benutzung des Brunnens, der strengen Innehaltung der Tageszeit, der sorgsamsten Vermeidung des Thaues und all' dergleichen Lächerlichkeiten beruhigt hat, die von einer emser Kur unzertrennlich sind, wie uns Dr. Herz und der hiesige Brunnenarzt Dr. Marschall gesagt haben. —

Alicia sagt nun auch, sie fühle sich besser; Dr. Marschall, der ihre Brust untersuchte, meinte, sie wäre zwar schwach, aber gesund, und der Husten würde sich schon im Laufe des Herbstes vermindern. Im Uebrigen riethe er auf jeden Fall eine Repetition dieser Kur. —

Mit diesem Trost ist Mama denn endlich, Gott sei Dank! zufrieden. Mich langweilen diese ewigen Krankheitsberichte unbeschreiblich, und wenn Ems mich nicht sonst reichlich für diese Thierquälerei entschädigt hätte, so würde ich mich am Ende aus Desperation wieder in die Pension und zu den alten Mamsellen Lormand zurückgewünscht haben.

Ich habe fast täglich die reizendsten Ausflüge in die Umgegend gemacht, theils zu Pferd, theils zu Esel, allerliebste Bekanntschaften angeknüpft, mich auf ein Paar Bällen herrlich amüsirt, wo ich einstimmig als die Schönste und meine Toilette als die eleganteste und geschmackvollste bewundert wurde. Natürlich belustigte mich dieser kleine Triumph sehr, da ich hier ja mein erstes Debüt auf dem großen Welttheater gebe, auf welchem ich einst eine Rolle zu spielen hoffe und wozu ich auch das Recht habe, wie Mama sagt. Denke Dir, Cécile, ich hätte hier auch fast einen kleinen Roman erlebt oder gespielt! —

Auf dem ersten Balle lernte ich einen jungen Engländer, Lord Garves, kennen, ein eigenthümliches Geschöpf, weder häßlich, noch unangenehm, aber auch nicht hübsch und nicht angenehm. Ein Bißchen Spleen ist natürlich nicht von ihm zu trennen. Er ist reich, unabhängig, „Gentlemenlike", aber sehr stolz und von seiner Person eingenommen. Da er klein und impertinent blond ist, so mochten ihm wol meine große Figur und meine schwarzen Augen gefallen. Er zeichnete mich an dem Abend sehr aus, tanzte sogar einen halben Tanz mit mir, er, der sonst nie tanzt, und bat mich, als der Ball zu Ende war, ihm zu erlauben, un=

sere kurze Bekanntschaft zu kultiviren. — Ich gab ihm natürlich diese Erlaubniß und er machte Gebrauch davon. Ich bin mehrere Male seitdem mit ihm spaziren geritten. Er ist kein großer Reiter, trotzdem er sich dafür hält, und da er sehr bald sah, daß ich es besser verstand, als er, wurde er etwas piquirt, meinte, die Damen sollten eigentlich gar nicht reiten, das sei gegen den bon ton u. s. w. Ich lachte ihn darüber aus und warf die schöne Vollblutstute, welche ihm gehörte und die er mir zur Disposition gestellt hatte, so lange wir in Ems waren, noch verwegener und wilder herum, so daß sie sich bäumte und mich auf ein Haar überschlagen hätte. Aber ich bin ein Glückskind, wie Du weißt, und verließ mich auch hierin darauf. Ich wurde Meisterin über sie und ließ sie nun tüchtig vorausgaloppiren, zum größten Entsetzen meines blonden Anbeters, der, todtenbleich, mit verhängten Zügeln und keuchendem Athem hinter mir drein galoppirte, in der Meinung, die Isabella ginge mit mir durch und er müsse mich nun vom Tode erretten. Als ich die wilde Bestie endlich zu langsamerem Galopp gezwungen hatte, erreichte er mich athemlos, echauffirt, zitternd für mein Leben, wie er sagte, ich glaube aber, mehr für sein Lieblingspferd, als für mich, das, schäumend und mit Schweiß

bedeckt, mit den Zähnen fast die silbernen Stangen zermalmte, durch welche ich es bändigte. — Du kannst denken, wie ich meinen besorgten Begleiter auslachte! In Wahrheit aber war ich kaum zum Lachen aufgelegt. Ich war in großer Gefahr gewesen und hätte leicht über meine Tollkühnheit den Hals brechen können. —

Das Ende dieser Geschichte nun, um kurz zu sein, liebste Cécile, ist, daß Lord Garves sich wirklich in mich verliebte und mir hierher nach Wiesbaden gefolgt ist, was mir natürlich großen Spaß macht. Daß ich selbst vollkommen kalt geblieben bin, diesen hochblonden Reizen, diesen wilden Vollblutpferden und diesen prächtigen Schlössern in England gegenüber, welche Herrlichkeiten ihm alle gehören, brauche ich Dir wol kaum zu sagen. Ich führe ihn wahrhaft am Narrenseil und mit einem Blick meiner schwarzen Augen erhalte ich ihn mir zum Sklaven, wie er mir stets versichert. Ich lache ihn oft aus, und wenn ich's gar zu arg getrieben habe, so geht er fort oder, richtiger, er rennt fort, ich weiß aber gewiß, daß ich ihn beim nächsten Mal, wo ich ihm begegne, nur recht freundlich anzusehen brauche, so ist Alles wieder „all right“ und wir sind wieder gute Freunde. —

Seit einer Woche sind wir nun hier. Wir

hatten am Abend vor unserer Abreise aus Ems Abschied von meinem Seladon genommen und ihn sehr bestürzt und unzufrieden zurückgelassen. Er schien es gar nicht glauben zu können, daß wir ihn und den Ort verlassen wollten, wo er sich aufhielt. Als ich ihm jedoch lachend versicherte, es sei mein voller Ernst und ich im Begriff, ihm Lebewohl zu sagen, blickte er mich einen Augenblick so herzlich-traurig an, daß mich der arme Schelm wirklich ein wenig dauerte. —

Aber was half's? Alicia's Kur war zu Ende. Ich hatte nachgerade Alles gesehen, was hier zu sehen, Alles genossen, was hier zu haben, und war nun zufrieden, wieder eine Abwechselung in das Einerlei zu bringen. Ich sagte ihm dies jedoch nicht, aus menschlichem Mitleid, sondern nur, daß meine leidende Schwester die Hauptperson und die Veranlassung unseres hiesigen Aufenthalts und der plötzlichen Abreise sei, — was er denn auch mit sichtbarer Herzenserleichterung glaubte. Daß wir, ehe wir hierher kamen, den Rhein auf- und niedergefahren sind und von allen Seiten kennen gelernt haben, habe ich Dir schon zu Anfang dieses Briefs geschrieben. Mama ist wirklich sehr gut und, wie ich glaube, etwas schwach gegen mich, denn ich brauche nur einen Wunsch zu äußern, so erfüllt sie ihn

mir. Sie wird gewiß hier, wo es mir so gut gefällt, auch so lange bleiben, wie ich will. — —

— Vorgestern kam Lord Garves gerade, als ich beim Schreiben war, daher mußte ich plötzlich aufhören. Heute nun, meine liebe Cécile, kann ich Dir den Schluß meines kleinen Romans mittheilen, was mir auch recht ist, denn Du bekommst jetzt ein abgerundetes Ganze, anstatt eines Fragments, dessen Ende Du längere Zeit erst hättest erwarten müssen. Höre also und ärgere Dich nicht so beim Lesen, wie ich mich beim Schreiben dieser Epistel geärgert habe. —

Als wir in Wiesbaden ankamen, war das erste, uns bekannte Gesicht das meines hochblonden Anbeters. Er sah nur ein klein wenig steifer aus, als das letzte Mal in Ems. Sonst war er ganz unverändert und unsere Trennung von der Dauer einer Woche schien weder das lebhafte Colorit seiner Wangen, noch die Treue seiner Gefühle vermindert zu haben, denn er begrüßte uns mit großer Freude, die bei ihm nur einen stummen Ausdruck hat, nämlich ein Lächeln, welches seinen dicken, rothen Mund umspielt. —

Ich, die bereits mit den Eigenthümlichkeiten dieses Menschen bekannt ist, konnte ebenfalls ein Lächeln nicht unterdrücken, als ich ihn erblickte,

und dies mochte er für ein gutes Zeichen ansehen denn sein Lächeln wurde noch um etwas deutlicher und sein Mund noch um etwas breiter, als vorher.

Ich hätte Dich bei mir haben mögen, Cécile, als ich meinen „Getreuen" wieder hatte! Wir Beide hätten uns gewiß prächtig über ihn amüsirt und wenngleich Mama noch sehr jugendlich fühlen und mit mir scherzen und lachen kann, wie ein junges Mädchen, so ist es doch etwas Anderes, eine Freundin bei sich zu haben, die uns kennt und uns gleich ist. Alicia durfte ohnehin von meinem kleinen Abenteuer nichts wissen, denn sie ist eine Art von Heiliger und würde entsetzlich moralisiren, indem sie der Ansicht ist, man müsse selbst Jemanden lieben, um dessen Huldigungen anzunehmen. Das arme Ding urtheilt, wie sie es versteht. Sie ist eine Matrone bei neunzehn Jahren und sicher ist ihr nie Jemand näher getreten, als Erwin, weßhalb sie auch an ihm mit solcher Schwärmerei hängt. Nun, chaqun a son gout! Ich lasse sie nach Herzenslust schwärmen, wenn sie mir nur nicht zu oft in den Weg tritt.

„Vorgestern sollte ich den ersten, großen Ball hier mitmachen. Lord Garves wollte uns hinbegleiten, was sich doch immer besser ausnimmt, als

wenn zwei Damen allein kommen. Mama hatte mir eine sehr schöne, aber einfache Toilette ausgesucht. Sie hat so vortrefflichen Geschmack, daß ich ihr hierin immer den Willen lasse. Diesmal hatte sie ein Kleid von schwerer, weißer Seide für mich bestimmt mit einem Ueberkleide von weißer Gaze Jris, einem so zarten und luftigen Gewebe, daß ich wie eingehüllt in Duft und Aether aussah. Dazu der schöne Korallenschmuck, den Mama mir kurz vor unserer Abreise aus Paris dort gekauft hat, und ein langer, weiter Burnus von scharlachrother Wolle, der mich förmlich einhüllte. —

Mama und ich marterten meine Kammerjungfer förmlich bei Herrichtung meiner Frisur und als sie endlich fertig war, und Mama mich mit kritischem Blick und ich mich selbst in dem großen Trumeau meines Toilettezimmers betrachtete, konnten wir Beide nicht umhin, dem armen gequälten Geschöpf unsere Zufriedenheit auszudrücken. Warum Mama mich diesmal mit so großer Aufmerksamkeit putzte, weiß ich nicht; ich glaube aber, es macht ihr Freude, mich jedes Mal schöner zu sehen, die arme, gute Mama! Sie hat ja auch Niemanden zur Freude, als mich, denn an Alicia's trübseligen, verwelkten Zügen kann sie ja unmöglich Geschmack finden. —

Warum ich selbst dies Mal schöner als je aussehen wollte, will ich Dir erzählen, liebe Cécile. Es war wieder ein kleiner Roman, nur umgekehrt. Dies Mal bewunderte ich, anstatt bewundert zu werden. Mir war nämlich gleich vom ersten Tage unseres Hierseins ein junger Mann aufgefallen oder nein, kein junger Mann, sondern ein Mann in gesetzten Jahren, hoch, stolz und schön, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Zehe, ganz in Schwarz gekleidet, außer einem kleinen, carmoisinrothen Bändchen im Knopfloch, bis oben hinauf zugeknöpft. — Ich vermuthete gleich, daß er ein höherer Militär in Civil und ein vornehmer Mann sei. Ich hatte ihn in Begleitung einer jungen, schönen, blonden Dame gesehen, die mit großer Einfachheit, aber mit solcher Noblesse gekleidet war, daß man auch in ihr die Frau aus höheren Ständen nicht verkennen konnte. —

Mit ihr sah ich ihn nun immer und täglich zusammen und meinen Nachforschungen gelang es sehr bald, die Namen dieser zwei Menschen zu erfahren, welche mir so interessant waren. Er war ein Major, Graf von Halden, und sie eine junge Wittwe, Gräfin Lichtenau, und in der hiesigen chronique sociale munkelte man von sehr intimen Beziehungen der Beiden zu einander, ja,

Einige gingen so weit, sie als Verlobte zu bezeichnen.

Warum mich diese Vermuthung ein wenig piquirte, weiß ich nicht. Ich fand es selbst närrisch und hätte Niemanden etwas davon sagen mögen. Aber ich folgte ihnen mit großer Aufmerksamkeit und konnte es nicht läugnen, daß sie wirklich sehr liirt waren. Da ich nun schloß, sie würden doch auf diesem Balle sein, wenigstens als Zuschauer, wie die ganze hiesige haute volée, so wollte ich seinetwegen so schön wie möglich sein, um seine ernsten, dunklen Augen auf mich zu ziehen, die mich immer nur streiften, wenn wir uns begegneten, und so kalt auf mich herabsahen, als wäre ich die Zofe seiner schönen, blonden Gräfin. —

Wir kamen spät in den Saal, als die Française schon im besten Gange war. Meine Augen flogen gleich umher, den Gegenstand meiner kaum tagelangen Aufmerksamkeit zu suchen und siehe da! ich hatte mich nicht getäuscht. Er stand unweit der Thür. Wieder dieselbe stolze Haltung, dasselbe schwarze Habit mit dem rothen Bändchen, dieselbe Kälte in seinen Blicken. Ich folgte sogleich diesen Blicken und sah, daß sie auf der schönen, jungen Frau ruhten, die mit einer so feinen Grazie die Française tanzte, daß ich mir unwillkürlich gestehen

mußte, sie sei sehr reizend. Sie war ganz in Weiß gekleidet, einfach wie immer, aber sie trug diese einfachen Kleider mit derselben Eleganz und Vornehmheit, als wären sie mit den kostbarsten Brillanten bedeckt gewesen. Es war seltsam: etwas wie Neid regte sich bei mir, als ich die festen Blicke sah, mit denen er der schönen Frau folgte, und ich beschloß, heut' Abend ebenso reizend zu sein, ebenso graziös zu tanzen und auf alle Fälle die Blicke dieses Mannes auf mich geheftet zu sehen, wie sie jetzt auf dieser Frau ruhten. —

Ob mein ernster Wille wirkte oder ob es Zufall war, genug, nach einigen Stunden bemerkte ich, daß der Graf, welcher inzwischen auch einige Male, aber nur mit der schönen Blondine getanzt hatte, mich aufmerksam betrachtete und sich mehrmals schon so gestellt hatte, daß er Jene nicht sehen, mich aber fixiren konnte. Ich weiß nicht, warum ich mich so sehr darüber freute; ich wurde immer lebhafter, und als er endlich sogar auf mich zu trat und mich um einen kurzen Tanz bat, den ich ihm mit Freude versprach, obwohl mein Lord Garves mich schon am vorigen Tage dazu engagirt hatte, da fühlte ich etwas wie Triumph durch meine Seele zittern und ich erröthete

vor innerem Vergnügen. Aber dies Vergnügen sollte nicht lange dauern.

Meine armer Lord war fast außer sich, als er zugleich mit dem Grafen von Halden auf mich zu trat und ich dem Letzten meine Hand reichte, welcher schon im Begriffe war, zurückzutreten, als er sah, daß dieser Tanz bereits vergeben war. Ich warf dem Lord einen zürnenden Blick zu, der ihn für seine Dreistigkeit strafen sollte, mit welcher er auf Erfüllung eines Versprechens drang, welches zu halten ich nicht für gut gefunden hatte.

Aber mein Blick schreckte den Zürnenden nicht. Er forderte laut und ungezogen den Grafen auf, meine Hand fahren zu lassen, die er schon ergriffen hatte, und da dieser vor solch' unverschämter Aufforderung nicht zurücktreten wollte und mir die Entscheidung des Streits überließ, die ich dahin entschied, daß ich dem armen Lord Unrecht gab und wir also den Tanz antraten, ahnte mir gleich nichts Gutes, denn des Lords hellblaue Augen sprühten solche Wuth und solchen Haß gegen den Grafen, daß mir bange zu werden begann. —

Die Unterhaltung meines Tänzers verscheuchte jedoch bald diesen Gedanken. Er sagte mir ganz einfach, daß er gewünscht habe, mit mir zu tanzen, um meine Züge einmal recht genau in der Nähe

sehen zu können. Von Fern' gesehen, hätten sie eine frappante Aehnlichkeit mit denen der Fürstin Pauline Borghese, die ja bekanntlich das Original zu Canova's herrlicher Hebe gewesen und die er selbst als ganz junger Mann zwar als Matrone, aber noch immer schön, liebenswürdig und geistreich in Rom kennen gelernt habe. Natürlich aber gleiche ich nicht jener Gräfin, deren Züge ihm unvergeßlich geblieben waren, sondern einem Portrait von ihr, das sie in Jugend und Fülle darstelle und das er immer unvergleichlich schön gefunden habe. Dabei ruhte sein Blick mit derselben stolzen Kälte auf meinem Antlitz, wie ein strenger Kritiker, oder ein Künstler, der das Original zu einem Gemälde sucht und nun prüft, ob das, was er gefunden, auch schön genug sei, um es zu seinem Zwecke zu verwenden. —

Mich verletzte diese Bemerkung sehr, die, anders gesagt, schmeichelhaft für mich gewesen wäre. Ich schwieg daher und war sehr froh, als der Tanz zu Ende war und er mich wieder an meinen Platz zurückführte, wo Lord Garves stehen geblieben war und mich mit einer solchen Fluth von Vorwürfen empfing, daß ich Dir nicht zu sagen brauche, wie peinlich diese Situation für mich war. —

Nach diesem kurzen Tanze blieb der Graf

wieder nach wie vor mit seiner schönen Blondine beschäftigt und näherte sich mir nicht mehr. Das Ende dieser Zwischenscene war, daß Lord Garves den Grafen forderte und dieses Duell gestern früh stattgefunden hat. Der Lord hatte den ersten Schuß. Er war aber so en rage, daß er vorbeischoß und der Graf, der sehr gehalten und ruhig geblieben war, streifte bloß seinen rechten Arm, um den Wüthenden von der Fortsetzung des Duells abzuhalten. Lord Garves hat gestern Wiesbaden mit dem zweiten Zuge verlassen, da seine Wunde nicht erheblich genug ist, um ihn an der Abreise zu verhindern. — Ich habe ihn nicht wieder gesehen. Er ist ohne Abschied von mir abgereist und wird diesmal wol schwerlich wiederkommen, selbst wenn ich ihn noch mit meinen „schwarzen Augen" erreichen könnte. —

Am Abend desselben Tages. —

Soeben komme ich von einer Spazierfahrt heim, wobei Mama und Alicia mich begleiteten. Ich war sehr schlechter Laune und sah auch sehr schlecht aus. Die Katastrophe auf dem Balle war mir doch zu fatal. Ich wollte vorher noch meinen Brief an Dich schließen, Mama meinte aber, wir sollten das schöne Wetter benutzen, da Wolken aufstiegen, welche leicht die ganze Tour zu Wasser

machen könnten. — Unterwegs begegneten wir den beiden „Inséparables". — Sie fuhren auch spazieren, aber diesmal allein; weder Kutscher, noch Bedienter waren dabei. Er fuhr den kleinen, offenen Phaëton selbst und sie saß bei ihm, er wieder in seinem engen, schwarzen, zugeknöpften Rock mit dem rothen Bändchen, sie wieder ganz in Weiß, ein kleines Strohhütchen mit weißer Marabout auf den blonden Haaren. Sie sprachen sehr eifrig mit einander und sahen seelenfroh aus. Er lachte sogar, als wir uns gerade begegneten, und dabei sah ich seine schönen, weißen Zähne zum ersten Male, denn ich hatte ihn vorher nie lachend gesehen. Sie schlug mit ihrem rosenfarbenen Fächer leicht auf seinen Arm und lachte ebenfalls, wobei sie sehr reizend aussah. —

Ich erröthete, als er mich erkannte und grüßte, aber so kalt und herablassend, daß ich ihm gewiß keinen so zarten Schlag auf den Arm gegeben haben würde, hätte ich neben ihm gesessen, denn ich ärgerte mich sehr und wußte selbst nicht, ob mehr über ihn oder über mich. —

Heut' Abend, als wir heimkamen, beschäftigte eine große Neuigkeit alle Zungen und Gemüther: nämlich die Verlobung des pensionirten Majors Grafen von Halden mit der verwittweten Gräfin Lichtenau geb. von Strehlen. — —

Für heut' genug, liebe Cécile. Ich war sehr alterirt und bat Mama dringend, daß wir dies abscheuliche Wiesbaden so bald wie möglich verlassen und direkt nach Hause reisen. Ich mag weder nach Homburg, noch anderswohin. Ich bin für dies Jahr genug gereist und habe nebenbei heut' einen allerliebsten Brief vom Cousin Alphons bekommen, der wahrhaft lamentirt, daß wir so lange fortbleiben, und es gar nicht länger ohne uns aushalten kann! — Der Schelm! Er will Mama nicht beleidigen, deßhalb schreibt er: ohne uns! Ich weiß aber besser, wen er meint! —

Nun leb' wohl, liebste Cécile, schreib' mir bald wieder und behalte mich lieb. —

Apropos. Habe ich Dir von dem wundervollen Haarschmuck der Gräfin Lichtenau an jenem verhängnißvollen Ballabend geschrieben? Ich glaube, nein. Nun so höre. Sie hatte nichts weiter im Haar, als eine Nadel, welche eine Blume von Saphiren vorstellte, in Folge einer kunstvollen Construktion in fortwährender zitternder Bewegung gehalten. Denke Dir eine solche Fülle goldblonder Haare dazu, daß die Flechten fast auf der Stirn lagen! Die Blume von blauen Steinen und die tausend und tausend Wachskerzen, welche ihren Glanz darin sammelten und in ihrer zitternden

Bewegung wiederstrahlten, und Du wirst einen Begriff von diesem reizenden Anblick haben. Solche zitternde Blumen muß ich haben, wenn ich heimkomme, nur darf ich keine Saphire nehmen, sondern Rubinen und Diamanten. Aber gleichviel, wovon, ich muß sie haben, sonst sterbe ich! — Diese Frau versteht sich doch noch besser anzuziehen, als Mama mich! — Adieu! —

Esther.

Dritter Brief.

Adalbert von Meuren an Erwin Voges.

Wenn Du diesen Brief erhältst, ist wahrscheinlich schon das Unvermeidliche geschehen: nämlich mein unglücklicher Bruder verschieden. Elisabeth ist seit einigen Wochen bei ihm. Der Arzt theilte ihr selbst den seltsam veränderten Zustand seines Patienten in letzterer Zeit mit. Seine Körperkräfte nahmen in dem Grade ab, wie seine Geisteskräfte sich zu heben begannen. Es waren freilich nur einzelne lichte Momente in dem umdüsterten Leben dieses Geistes, aber nach der langen, totalen Finsterniß desselben dennoch beachtenswerth. —

Elisabeth war im Laufe dieses Jahres, in welchem die unseelige Geisteskrankheit fortbestand, mehrere Male bei ihm gewesen, hatte Tag für Tag an seinem Lager gesessen und wenigstens einen Hauch

von Erinnerung auf dem trüben Spiegel seines Gedächtnisses hervorzurufen versucht, aber umsonst. Er war todt und so wenig wie der Mund des Todten den ihm vorgehaltenen Spiegel mit seinem Hauche trübt, so wenig vermochte sie nur einen Schatten von Erkenntniß in seinen starren Zügen hervorzurufen. —

Daß ich bei meinen wiederholten Besuchen nicht glücklicher war, wirst Du begreiflich finden. Ich habe Dir den Eindruck schon geschildert, den der Anblick dieses noch vor Kurzem so schönen, jungen Mannes auf mich hervorbrachte, als ich ihn zum ersten Male wiedersah. Ich schweige daher davon. Auch Elisabeth kam immer trübe und gedrückt heim und sprach sehr wenig von ihm und dem Resultat ihrer Reise. —

Ich sah dann wohl, daß sie ihre kleine Elise oft mit einer so krampfhaften Zärtlichkeit in die Arme und ihr kleines, reizendes Gesichtchen an ihre abgehärmte Wange drückte, daß sich in dieser stürmischen Liebkosung der ganze Schmerz und die tiefverschlossene Verzweiflung ihrer jungen, starken Seele Luft machte. —

Vor etwa vierzehn Tagen nun bekam sie den oben erwähnten Brief. Der Arzt, ein besonnener, pflichtgetreuer Mann, bat sie dringend, zu kommen

und die Veränderung selbst zu gewahren, welche mit ihrem unglücklichen Gatten vorgegangen sei. Wie immer bei diesen Reisen, ließ sie auch jetzt ihre kleine Elise bei einer alten Kinderfrau zu Hause und da die Abwesenheit der Mama immer nur ein Paar Tage dauerte, so ließ sich die Kleine leicht trösten und freute sich dann doppelt der Rückkehr derselben.

Dies Mal ist es jedoch anders. Elisabeth bleibt dort, um bei dem möglicherweise bald erlöschenden Funken eines Lebens gegenwärtig zu sein, — wenn man eine so elende Existenz noch Leben nennen kann. Sie ist noch immer dieselbe treue Gattin, trotz aller Leiden und Schmähungen, die sie von dem Aermsten erfahren hat. Hier an Ort und Stelle höre ich so viel davon, daß ich es nicht für möglich gehalten hätte, sprächen nicht authentische Berichte dafür. — Sie ist jetzt nur noch die Gattin, die an dem Sterbebett ihres Mannes wacht und betet um ein schnelles Ende und um einen letzten Funken von Licht, ehe das Ganze in der Finsterniß des Grabes ihren Blicken entzogen wird; — sie betet für den Mann, der sie so wenig verdiente und sie gar nicht erkannte, der aber jetzt instinktmäßig ihre linde Nähe fühlt und dem diese erbarmungsvolle Pflegerin gewiß ein Trost in seinen

Leiden ist! — Sie ist jetzt nur noch Gattin und bringt ihrer Pflicht das harte Opfer einer Mutter, welche ihr vergöttertes Kind in den Händen fremder Miethlinge läßt und weiß, wie sehr die Kleine sich nach ihr sehnen und um sie weinen wird! — Aber sie ist unbeirrt wie immer, wo es ihre Pflicht zu thun gilt, und würde lieber ihr eigenes Herz vor Sehnsucht brechen lassen, als nur den Gedanken zu nähren, diese Pflicht zu verletzen. — —

O, Erwin, welch' ein Weib ist das! —

Aber ich will Dir nur Thatsachen erzählen. —

Gestern erhielt ich einen kurzen Brief von ihr. Sie theilte mir in Kürze die Lage der Dinge mit, bat mich, wenn ich könnte, zu ihr zu kommen oder, richtiger, zu meinem sterbenden Bruder, der sie einige Male erkannt und von seinem nahen Ende gesprochen habe, wie von einer unvermeidlichen Gewißheit. Ihr Kind müsse bleiben, wo es wäre, sie könne es nicht zu sich nehmen. Sie habe es in langen Nächten, welche sie durchwacht und durchbetet habe, dem Herrn über Leben und Tod empfohlen und traue fest auf ihn, daß er der kleinen Waise Vater und Mutter sein werde, so lange sie am Sterbebette seines irdischen Vaters bleiben müsse. —

Kein Wort der Klage, kein Seufzer der Bitterkeit, des Vorwurfs gegen den Urheber aller dieser

Leiden, keine Schwäche gegen sich selbst! — nur ein ruhiger, ernster Ruf einer Schwester an den Bruder, nur eine pflichtgetreue Gattin, die ohne Wanken und ohne Murren ihr Kreuz trägt, — eine barmherzige Samariterin, die den Kranken pflegt, bei dem Sterbenden wacht, — für seine arme Seele betet! — — O, Erwin, Erwin! — —

Einige Stunden später.

Mein Nachtsack ist gepackt. In einer halben Stunde reite ich fort bis zur nächsten Eisenbahn-Station. In ein Paar Stunden kann ich dort sein. Werde ich ihn noch lebend finden? Giebt es denn keine Hoffnung mehr, daß er am Leben bleibt? — O, ich klammere mich an diese Möglichkeit, wie der Ertrinkende an den Strohhalm. — Erwin, wenn mein Bruder stirbt, wird sie frei! — — Werde ich das ertragen? — — Ich will heut' diesen Brief nicht absenden, erst wenn ich wieder hier bin, um Dir das Ende dieser Katastrophe mitzutheilen. — Mein Kopf brennt, mein Blut siedet! — Gute Nacht, mein Freund, mein Bruder! — Behüte Gott Deinen Schlaf! — Wer weiß, wann ich wieder schlafen werde! — — Mein Pferd ist gesattelt, ich muß fort! — Gott stehe mir bei! — Leb' wohl! — — —

Acht Tage später.

Seit vier Tagen bin ich wieder hier, mein unglücklicher Bruder Karl ist in der Gruft unserer Väter beigesetzt und ich bin jetzt Herr dieser reichen Besitzungen, bin Baron von Meuren, der letzte Sprosse und Stammhalter unserer alten edlen Familie! —

Was sagst Du nun, Erwin? — Bin ich nun noch der zum Unglück Auserkorene, der arme Apanagirte, der hungerige Jurist, der auf den Hader und Streit seiner Nebenmenschen warten mußte, um davon den Brocken Brod zu erwerben, der ihm zum Weitereristiren nothwendig war? — Kann ich noch mit Recht fragen, wie ehedem: Wozu bin ich da? Wem mache ich Freude mit meinem Leben, wem bin ich nöthig, ja unentbehrlich? — Bruder, dieses stolze Wort darf ich jetzt nicht mehr sprechen! Ich bin unentbehrlich, um einen Namen fortzupflanzen, nöthig, um einst der glänzenden Zahl meiner Ahnen beigesellt zu werden, denen wenigstens das Verdienst gebührt, ihre Reihe vergrößert und bis zu mir verlängert zu haben, — ich bin jetzt Majoratsherr, Baron und Haupt der Familie! — Nimm Deinen Hut vor mir ab, Erwin, und nenne meinen Namen hinfort nur mit der gebührenden Hochachtung! Ich bin aus dem

bloßen Menschen, der ich bisher war, ein ungeheuer großer und wichtiger Mann geworden und darf jetzt meinen dicken Kopf noch viel höher tragen, wie bisher, überzeugt, die Mehrzahl der Menschen tief vor mir gebückt zu sehen, in Bewunderung meiner Eigenschaften, die erst mit dem „Baron" zum Vorschein gekommen sind, in Verehrung meiner Tugenden, welche ich erst seit acht Tagen besitze, und in Hochachtung meiner Kenntnisse und meines moralischen Werths, die sie seltsamer Weise früher nie an mir wahrgenommen hatten. Bücke Du Dich auch ja recht tief vor mir, Erwin, sonst könnte ich einen Augenblick vergessen, daß ich nicht mehr Dein alter Adalbert bin! — Ich glaube, Deine frühere Schwiegermama würde mir jetzt auch das Recht zu existiren einräumen! —

O, über diese elenden, jammervollen Geschöpfe, die sich erdreisten, sich Menschen zu nennen und über Menschen abzuurtheilen, die nicht, wie sie, auf ihren Geldsäcken sitzen und die Nasen rümpfen über die Kehrseite der Medaille, über das schmutzige Avers des glänzenden, hochwohlgeborenen Revers! — gleichviel ob mit oder ohne von! Sage es mir oft, Erwin, so oft Du kannst, daß etwas aus mir geworden ist, nachdem zwei Augen für immer ge-

schlossen worden, für die ich lieber die meinigen hätte schließen mögen; sage es mir immer und immer, damit ich selbst es nicht vergesse, daß ich nicht mehr der Adalbert bin, der nichts mehr auf Gottes weiter Erde hatte, als seinen gesunden Verstand und Deine Liebe! —

Ich weiß in der That nicht, wie ich mich in die neue, glänzende Stellung hineinfinden soll, die mir jetzt offen steht, wie ich mit diesem Lumpengesindel anders umgehen soll, als mit Hohn und Verachtung und kann vor allen andern Dingen nicht den Anblick Elisabeth's ertragen, die nach wie vor Herrin dieses Schlosses bleiben wird, ohne die Gattin des Schloßherrn zu sein! —

O, Erwin, was will mein Schicksal von mir? Es macht mich zum Spielball seiner Launen und reicht mir lächelnd die Pandorabüchse meines Geschicks, die auswendig so herrlich glänzt und mich verdirbt, wenn ich sie öffne! — Sage mir, Erwin, wie ich leben soll, hier auf diesen Gütern, wo jetzt mein Platz ist, wo die Luft, die ich mit ihr einathme, Gift, das Dach, das mich mit ihr zugleich bedeckt, ein verfluchtes für mich ist, wo mich selbst die unschuldigen Liebkosungen des Engels, der nur die Mutter noch hat und den Vater noch nicht beweinen kann, — mich fortjagen in's Freie, als wären es die Um-

armungen von Furien, welche mich verfolgen! —

O, Erwin, was habe ich gethan, um so Schreckliches zu erleiden?

Zwei Tage später.

Ich war wahnsinnig, Erwin, vollkommen wahnsinnig! Jetzt ist es vorüber! Die Erinnerung an den todten Bruder, der auch im Wahnsinn starb, verwirrte meine Gedanken und umflorte mein Gehirn. — Das ist nun vorbei! —

Ich warf den Schreibtisch zu, an dem ich gesessen und Dir das tolle Zeug geschrieben hatte, das ich zerreißen würde, wünschte ich nicht, daß Du Kenntniß von dem Zustand meines Gemüths haben solltest, in welchem ich hierher zurückgekehrt bin als Gutsherr und Letzter meines Namens. Vor Dir will ich nicht besser scheinen, als ich bin, Du kennst meine Leidenschaften, meine Begierden, meine Schwächen. Alles, um derentwillen Andere mich verlacht und bemitleidet haben würden, als ich ihnen noch ein Objekt ihres falschen Mitleids war, — Alles, was Du nicht thust, mein Freund, aufrichtig wie ein Kind der Mutter seine kleinen Freuden und Leiden sagt und mit Freude sagt, — Kleinigkeiten, die dem jungen, aufkeimenden Leben ebenso groß und wichtig erscheinen, wie uns Er-

wachsenen unsere starken Gefühle und großen Geschicke, — Alles dies, meine ich, mußt auch Du wissen, und so habe ich den tollen Wisch stehen lassen. —

Heut' nun bin ich wieder vernünftig und ruhig, wie Du bald sehen wirst. Ich warf also meinen Schreibtisch zu, mich selbst auf's Pferd und machte einen stundenlangen, so tollen Ritt, in Sturm und Nacht, daß ich selber nicht minder schweißbedeckt nach Hause kam, als mein armer Hektor, welcher möglicherweise davon genug bekommen hat für sein übriges Leben. Armer Hektor! — So wie dich dein verrückter Herr, so jagte mich der Sturm meiner Seele und ich wünsche nur, es mag dir so gut bekommen, wie mir! —

Mein total ermüdeter Körper wirkte beruhigend auf meine erregten Gefühle. Ich konnte sogar einige Stunden fest und ruhig schlafen und bin heut' Morgen wie ein anderer Mensch aufgestanden, gesammelt, fest und ruhig. Als solcher setze ich meine Epistel fort und hoffe, sie denn endlich fertig zu bekommen, daß ich sie heut' Abend auf die Post geben kann. In der dämmernden Frühe dieses Morgens bin ich ein Paar Stunden umhergestreift, auf Feldern, auf Wiesen und im Park. In der rauhen Morgenluft, in der

Frische des anbrechenden Herbsttags ist mir unsagbar wohl geworden. Ich habe meine Zukunft überdacht und mir zurechtgelegt. — Höre also, was ich mir vorgenommen habe und hoffentlich ausführen werde!

Elisabeth bleibt, wie ich schon gleich wollte, nach wie vor auf Meuren, ich in dem alten Jagdschlosse, in dem ich bisher gelebt, eine halbe Stunde von unserem Stammschloß entfernt. Der Inspektor und Schreiber behalten ebenfalls ihre Zimmer in einem Nebenflügel und ich komme jeden Vormittag nach Meuren herüber, arbeite einige Stunden mit meinen Beamten, höre meine Bauern und besorge meine Patronatsgeschäfte. Dann, wenn ich mich dazu im Stande fühle, gehe ich zu Elisabeth hinüber, damit weder sie, noch die Leute im Schloß etwas von meinen Empfindungen ahnen, spiele mit der Kleinen, die ich sehr liebe, und bleibe so kurze Zeit dort, wie ich nur vermag. Dann besuche ich ab und zu den Oheim, der, wie ein alter Uhu, mürrisch und griesgrämlich in seinem wunderlichen Garten und dem Antiquitätenkabinet sitzt oder darin herumkramt, wie ein Schacherjude in seinem unnützen Trödel. Dann reite ich wieder zurück, gehe auf die Jagd, lese oder schreibe, hoffe auf ein Paar Worte von Dir und unter-

halte mich in meiner einsamen Junggesellenwirthschaft so gut oder so schlecht, wie's eben gehen will. —

Wenn ich so mein Leben abspinnen werde, freudlos, allein, in früher Jugend und voller Manneskraft ein abgelebter Greis; — wenn ich vorwärts blicke auf eine Reihe solcher Tage, unabsehbar lang, einer dem anderen folgend, gleich langsam, gleich trübe und grau, — und keiner nur eine Abwechselung dieses ewigen Einerlei bringt, wenigstens keine, die eine andere Schattirung in diese monotone Farbe bringt, Alles Grau in Grau; — o, Erwin, wenn ich mir dies Bild ausmale, dann fühle ich meine Kräfte ermatten und meine festen Entschlüsse wanken! — Dann rufe Du sie mir wieder zurück, mein Freund, ermahne Du mich mit fester Bruderstimme, auszuharren und zu ertragen, so lange mein Geschick nicht die Consequenz verliert, mich zu quälen.

Schreibe mir oft, Alles, was Du thust, hoffst, leidest und genießest, Deine Briefe werden die einzigen Lichtblicke in diesem grauen Spinnengewebe meines Lebens sein, der Gedanke an Dich wird mich trösten und aufrecht erhalten. —

Lebe wohl und zerreiße diesen jammervollen Brief, den miserablen Abklatsch meiner noch mise-

rableren Stimmung oder richtiger Verstimmung meiner Seele und, wenn Du kannst, genieße Dein Leben besser, als Dein treuer Adalbert v. Meuren, durch Gottes Zorn Baron von und zu Meuren! — Lebe wohl! —

Vierter Brief.

Alicia Barry an Erwin Voges.

Es ist nun gerade ein Jahr vergangen, seit wir von hier fort und nach Lausanne gingen, um Esther abzuholen und mit nach Paris zu nehmen. Wie froh bin ich, mein geliebter Erwin, daß dieses Jahr hinter mir liegt! Was ich damals gelitten und ertragen, ist Dir bekannt. Jetzt, wo die Neuheit dieses „Skandals" vorüber ist, wie sie es nannten, andere Menschen, andere Begebenheiten an der Tagesordnung sind, über die man redet, die man fetirt oder sich über sie skandalisirt, jetzt bin ich etwas Altes geworden. Mein Verhältniß zu Dir ist ja vor der Welt gelöst, weder die Meinigen, noch Fremde, die uns zu begrüßen kommen, nennen Deinen Namen; — kurz, Du bist todt für alle Welt, als wärest Du wirklich gestorben, und ich bin nichts, als die bedauernswürdige Exbraut

eines „halbverrückten Phantasten", der auf und davon in die Welt gegangen ist, um seine tollen Launen zu befriedigen. —

Wenn ich Dein großes Herz nicht kennte, mein Erwin, ich schriebe Dir solche Dinge nicht. Ich weiß aber, daß sie Dich nicht mehr berühren, als der Stich der Mücke einen Löwen. Du stehst so hoch über diesen Erbärmlichkeiten, daß ich mit Dir nicht schonend umzugehen brauche, denn nur schwache Seelen bedürfen der Schonung und des Zurückhaltens von Anderen, Du aber nicht. Du weißt ja auch, ohne daß ich es Dir sage, wie die Mehrzahl unserer und Deiner „Freunde" über Dich urtheilt. Du sagtest mir damals selbst, ich würde ein Gegenstand des Mitleids für die Feinerfühlenden, ein Gegenstand des Spottes für den großen Haufen werden. Ich werde nie die scheuen Blicke und zarten, schonenden Worte vergessen, mit denen unsere „Freunde" sich uns nahten, nachdem der Schritt, den Du gethan, bekannt geworden war; nie die glatte Maske der Theilnehmer, unter welcher sich so viel Schadenfreude verbarg; nie die erstaunten Gesichter derer, die sich den Anschein geben wollten, als wüßten sie nichts von dieser fatalen Geschichte aus lauter bonhommie, oder als hielten sie sie für eine „infame Lüge", während sie

recht wohl wußten, daß sie wahr sei, und nur gekommen waren, um das „arme Opfer" einer solchen „dupe" zu sehen und sich an ihrer Betrübniß zu weiden. —

Dies Schauspiel haben sie jedoch nicht genossen, mein Erwin. Du kannst Dir denken, wie getäuscht sie fortgingen, um ein solches „gaudium" betrogen! Dein Stolz, den ich so sehr an Dir liebe und bewundere, hielt mich aufrecht, als wäre er auf mich übergegangen. Ich zeigte ihnen ein ruhiges, gefaßtes Wesen und ein ernstes Ignoriren einer Sache, die nun einmal nicht mehr ungeschehen zu machen war. Freilich, meinen bleichen Wangen konnte ich kein lebhafteres Roth und meinen trüben Augen keinen höheren Glanz verleihen; das sahen sie und das sollten sie auch sehen, denn ich scheue mich meines Gefühls nicht, nur den Triumph gönnte ich Ihnen nicht, Dich mir gegenüber tadeln und verspotten zu können. Ich trat diesen „milden Richtern" mit der entschieden abweisenden Antwort entgegen, daß ich vorher von Deinem Willen unterrichtet gewesen und den Plan selbst gebilligt hätte. Was sie davon glaubten, bleibt dahingestellt, kümmerte mich aber nicht. —

Mama machte eifrige Zurüstungen zu einer Reise nach Lausanne und zu längerem Fortbleiben.

Wo wir überwintern würden, hing von Esther's Willen ab, das wußte ich und fragte deßhalb nicht danach. Es ist mir auch unsäglich gleichgültig, wo mein Leben ohne Dich verfließt. Meine Sehnsucht nach Dir kann ja der Ort nicht mildern, wo ich lebe, ob im schönen, glänzenden Süden oder im rauhen, düsteren Norden. Mir ist ja überall Tag in Deiner Nähe und Nacht, wo Du nicht bist! —

O Erwin, vergieb mir! Ich will nicht klagen! Dürfte ich es auch, selbst wenn ich wollte? — Was Du thust, ist recht und gut, eben weil Du es bist, der es thut! —

Ohne meine Kränklichkeit wäre mir das Jahr leidlich verflossen. Die gute Beatrix ist mir ein wahrer Engel des Trostes gewesen, ist es auch noch! — Gott lohne es der treuen Seele, ich kann es nicht! —

Mama ist nur mit Esther beschäftigt, sie denkt und fühlt nur für sie und träumt eine Zukunft, so schön, glänzend und glücklich für sie, wie die meinige voraussichtlich nie hätte werden können. Wie gern gönne ich ihr diese Freude an dem einen Kinde, da sie so wenig von dem anderen hat! Wie gerecht finde ich ihren Stolz auf die schöne, gefeierte Tochter, denn Esther ist wirklich

sehr schön! Ich wollte, Du, mit Deinem Künstlerblick, könntest dieses herrliche Profil, diese feine Rundung ihrer Züge, diese dunklen, feuersprühenden Augen, dieses vollkommene Ebenmaß ihrer Glieder sehen! Ich bewundere sie aufrichtig, so oft ich sie betrachte und habe mich schon daran gemacht, einmal dieses Gesicht aus meiner Erinnerung zu zeichnen, zu coloriren und Dir zu senden, natürlich nur des Scherzes wegen, denn es wird doch nichts Rechtes werden und Esther würde sich nie darauf einlassen, einer Stümperin, wie ich bin, zu sitzen. — Ich bitte Gott von Herzen, er möge all' diese Träume und Wünsche einer so heiß liebenden Mutter verwirklichen und Esther so glücklich werden lassen, als sie es hofft! —

Für mich ist Mama sehr besorgt, was ich doppelt anerkennen muß, da sie so sehr von Esther absorbirt ist, hat verschiedene Aerzte konsultirt, sogar den alten Dr. Herz zu sich gerufen, welcher mich im vorigen Winter behandelt und ich habe Dir ja von Ems aus geschrieben, wohin er mich sandte. —

Da Esther sich dort vortrefflich amüsirte, oft und reiche Toilette machen konnte und gar einen „Spaß", wie sie es nennt, mit einem reichen Lord gehabt hat, der darin bestand, daß sie ihn zuerst in sich verliebt machte und ihm dann einen Lauf=

paß gab — und Mama, wie schon gesagt, überall zufrieden ist, wo Esther es ist, so durfte ich mich auch über die Wahl des Badeorts von Seiten meines alten Aesculap nicht beklagen. Mir gefiel es natürlich dort sehr gut, nachdem ich Deinen lieben, herzlichen Brief bekommen hatte und wußte, daß es Dir gut geht. Es hätte mir auch allenthalben ebenso gut gefallen, wo ich eine so gute Nachricht von Dir bekommen hätte und ich denke an Ems mit einer stillen, innerlichen Zufriedenheit. Die schöne Natur, die herrlich-milde Luft, der Brunnen, der mir wohlthat, die Stille, die ich mir schaffen konnte, da Mama und Esther viele Ausflüge in die Umgegend machten, von denen ich mich leicht befreien konnte, Gesundheitsrücksichten vorschiebend, wo die gute Beatrix und ich dann viele halbe und ganze Tage allein waren, Alles dieses zusammen wirkte so beruhigend auf mein Gemüth und dieses wieder auf mein Befinden, daß ich mich jetzt wirklich besser fühle, als ich Anfangs hoffen zu dürfen glaubte. Dr. Herz, welcher gestern kam, um mich zu besuchen, meinte, ich würde im kommenden Sommer wol wieder nach Ems gehen müssen, um meine Kur zu vollenden..

Mama sah sehr mißvergnügt darüber aus und Esther verzog ihren reizenden Mund so unwillig,

daß ich die Ueberzeugung gewann, sie würden mich nicht wieder dorthin begleiten. Ein Gedanke von entzückender Schönheit durchblitzte dabei mein Herz. Wenn ich allein mit meiner guten Beatrix dorthin gehen würde? — O, Erwin, erräthst Du mich? — Sollte ich mir wirklich dies Glück als erreichbar denken, das mir die Erfüllung dieses seligen Traums bringen würde? —

Lächle über mich, mein ernster, besonnener Erwin! — Erst ein Jahr liegt dazwischen und mein Herz hüpft schon bei dem Gedanken einer Möglichkeit, Dich wiederzusehen! — Der alte Doctor lächelte fein, als er das helle Roth gewahrte, das in diesem Augenblicke Stirn und Wangen überzog, wie ich selbst fühlen konnte, und sagte mit neckisch aufgehobenem Zeigefinger:

„Ei, ei, mein liebes Fräulein, Sie müssen sich dort ja ganz außerordentlich gefallen haben, denn Sie sahen auf einmal ganz seelenvergnügt aus, als ich nur von einer etwaigen Wiederholung dieser Kur sprach! — Nun, wenn dem so ist, so müssen Sie à tout prix wieder hin, denn wenn Sie so gern wieder hingehen, werden Sie eine wahre Wunderkur machen!" —

Mama antwortete sehr kalt, das würde sich finden, hoffentlich sei es aber nicht nöthig und mein

Befinden so gut, daß eine abermalige Reise dorthin unnöthig sei — Esther brummte etwas von „einer höchst ennuyanten Partie“ und Dr. Herz ließ darauf diesen unliebsamen Gegenstand der Unterhaltung fallen. —

„O, wie himmlisch habe ich in dieser Nacht geträumt! Wir waren zusammen dort und Du sahst so gut, so lieb und so zufrieden aus, daß ich Dich mir seitdem immer so denken will, denn nach Deinem letzten Briefe fühltest Du Dich ja auch zufrieden. —

Spotte nicht über mich, mein ernster Erwin, die Träume sind ja das lieblichste Vorrecht der Jugend und das Leben sorgt ohnehin dafür, daß wir nicht zu sehr extravagiren! —

Für heut' lebe wohl! Ich schriebe Dir gern noch Vieles und Manches, aber Mama verlangt heute meine Begleitung bei einer Spazierfahrt, da Esther keine Lust hat, mitzufahren. Ich muß nun noch nothdürftig Toilette machen, ein kostbarer Ersatz für eine Stunde der Unterhaltung mit Dir, nicht wahr? Nur noch Eins: Alles ist hier unverändert geblieben, seit wir fort waren, außer daß Alphons hier ist und sich sehr um Esther bemüht. Er ist ein sehr hübscher, stattlicher, junger Mann, hat sehr noble Manieren und führt eine

sehr gewandte Unterhaltung. Aber, aufrichtig und nur zu Dir gesagt: er scheint mir sehr seinem Vater zu gleichen und Du weißt am Besten, was das heißen will. Mama ist voll von seinem Lobe und er ist viel bei uns. Ich habe mir vorgenommen, ihn zu beobachten, denn wenn meine Ahnung mich nicht täuscht, so ist er Esther's wegen von Newyork herübergekommen. Wollen sehen, ob ich Recht habe! — Du kennst ja die Machinationen Deines Vaters, welcher uns auch verheirathen wollte! — Uns verheirathen wollen! —

Lebe wohl, mein Erwin, und gute Nacht! Deine Antwort erwarte ich wieder poste restante, wie immer. Meine alte Beatrix bringt sie mir, wie die anderen. Lebe wohl und denke an mich!

Alicia.

Fünfter Brief.

Erwin Voges an Adalbert v. Meuren.

Obgleich Du erst vor nicht langer Zeit einen Brief von mir erhalten hast, drängt es mich dennoch, mit Dir zu reden, mein Bruder, wenngleich nur aus der Ferne. Mein Herz ist oft so voll von hundert widerstreitenden Gefühlen, daß ich kaum weiß, wie ich es anders erleichtern soll, als durch eine Stunde der Unterhaltung mit Dir, zumal ich hier unter meinen Collegen und Kunstschülern keinen einzigen gefunden habe, mit dem ich in nähere Berührung treten möchte. Ich bin nun einmal ein so aparter Gesell und kann mich so schwer an die Eigenthümlichkeiten Fremder gewöhnen, wenn diese mir nicht so anziehend sind, wie die Deinigen und zwar von der ersten Stunde meiner Bekanntschaft an. —

Hier auf der Akademie, wo ein großer

Confluх junger Männer ist, die alle gleich mir beseelt sind von dem Streben, etwas Tüchtiges zu erlernen, um einst etwas Tüchtiges leisten zu können, hier sollte man denken, daß ich eo ipso Anschluß an einen oder den anderen finden könnte, da doch in Wahrheit Nichts mehr verbrüdert und zu einander zieht, als Gleichheit der Bestrebungen, gleicher Zweck und gleiches Ziel. —

Aber trotzdem stehe ich ganz allein. Kein Mensch bekümmert sich um mein Thun und Lassen, ebensowenig wie ich mich um das Leben meiner Collegen bekümmere. Unser Director ist der Einzige, mit dem ich dann und wann verkehre. Er hat sich von der ersten Zeit meines hiesigen Aufenthalts sehr theilnehmend und gütig gegen mich bewiesen und erwähnt oft meines regen Strebens und Fleißes gegen einen oder den anderen, der sich weniger strebsam bezeigt. Als ob das nur der Erwähnung werth wäre! — Als ob nicht mein ganzes Leben viel zu gering zu veranschlagen wäre in Betracht dessen, was ich zu erreichen, zu erstreben habe! —

O, Adalbert, je länger ich hier verweile, je tiefer ich in die Mysterien meiner Kunst eindringe, je leichter mir die Ueberwindung des Technischen durch angestrengte Uebung wird, desto mehr lerne ich einsehen, welch' ein herrliches, unvergleichliches Loos

mir in den Schooß gefallen ist, mit der Erkenntniß, wozu ich geboren bin! —

Wie kann ich durch Alles das, was ich deßwegen gelitten, entbehrt habe und noch entbehre, den Vorzug verdienen, den ich vor Hunderten meiner Mitmenschen habe, die gleich mir für die Kunst begeistert sind und nicht die Fähigkeit besitzen, selbstständig zu schaffen! — Denn siehst Du, mein Freund, je länger ich hier verweile und studire, desto mehr befestigt sich in mir die Ueberzeugung, daß ich für dieselbe geboren bin, und unser Director hat mich wiederholt versichert, bei meiner Befähigung würde ich die Nachtheile meines Alters überwinden, das allerdings schon sehr weit vorgerückt sei, um eine Kunst erst de fundo zu erlernen. — Aber ich copire, zeichne und mache Entwürfe, kurz, ich übe mich vom Morgen bis zum Abend und lege mich am Schlusse jeden Tages mit einem so befriedigten Gefühle nieder, wie nie zuvor auf dem weichen Pfühl des Reichthums und Müssigganges. —

Das sind die Lichtseiten meines hiesigen Lebens, mein Bruder, und Gott sei gedankt, daß dieses mir auch eine Lichtseite zugewendet hat. Die Kehrseite aber ist dunkel, sehr dunkel. Ich rede nicht von den körperlichen Entbehrungen aller Art: schlechte Wohnung, schlechte Kleidung, schlechte Kost; — das

sind Aeußerlichkeiten, die sich sehr leicht verschmerzen lassen. Meine Unterrichtsstunden, die natürlich anfangs sehr sparsam waren, haben sich etwas vermehrt, meine Schüler sind artig und die Eltern mit ihren Fortschritten zufrieden. Ich habe bis jetzt von Aliciens Brillanten das Halsband veräußert, von dessen Erlös ich die erste Zeit meines hiesigen Aufenthalts bestreiten mußte, bis ich etwas mit Unterricht verdienen konnte. Natürlich muß ich auch jetzt noch etwas von dem Gelde zunehmen, das mir ein Juwelier für das wirklich kostbare Geschmeide zahlte, welcher von der Reinheit der Brillanten und dem Glanz der Rubinen ganz entzückt war. Will's Gott, sollen die anderen, noch übrigen Juwelen unberührt bleiben, bis ich sie einst dem armen Kinde wiedergeben kann, dessen Schicksal mich wahrhaft elend macht. —

Alicia ist es, um deretwillen ich leide. Der Gedanke an sie und das trübe Loos, das ihre unglückselige Liebe zu mir ihr bereitet hat und fortwährend bereiten wird, umdüstert meinen Sinn und verwandelt den Tag meines inneren Lebens in Nacht. —

O, Adalbert, was hat dieses reine, schuldlose Wesen gethan, daß es mich lieben muß und um meinetwillen stirbt? — Seit ich Kenntniß von

ihrem Gesundheitszustand habe, zart und schonend, nur angedeutet, wie Du denken kannst, verläßt mich der Gedanke nicht, daß sie sterben wird, wenn nicht in diesem Monat, in diesem Jahre, aber langsam, allmählig und sicher. Ein so schwacher Körper kann ja auf die Länge solchen Erregungen nicht widerstehen. Ich lese zwischen den Zeilen durch, daß sie unglücklich ist, allein mit ihren Leiden, ohne Trost und ohne Liebe! — Und das heißt für sie: ohne Lebensluft! — Was wissen auch die kalte Mutter, die eitle Schwester von den Leiden eines so zartbesaiteten Gemüths? — Was wissen sie von einem Gram, der, nach außen sorgsam verborgen, desto heftiger nach innen arbeitet, gräbt — und untergräbt, — bis ein kleiner Anstoß von außen das schwache Gebäude einstürzen läßt, dessen Fundament jahrelanger Kummer unterminirt hat!

O, Adalbert, dieser Gedanke ist Höllenpein für mich! Zu jeder Stunde des Tages, zu jeder Stunde der Nacht, wenn ich nicht schlafe, tritt das bleiche Bild meiner armen Braut vor meine Seele, schaut mich mit dem Blick der Liebe an, den ich in ihren Augen so oft gesehen, und es ist mir dann, als müsse die zarte, durchsichtige Gestalt die Schwingen heben und davon fliegen, um nie wiederzukehren! — Dann schlage ich beide Hände vor mein Antlitz, um

diese schreckliche Vision zu verscheuchen, und mir ist, als hörte ich eine leise, flüsternde Stimme zu mir sagen: „Ich bin todt und Du bist mein Mörder!“ — —

Hilf mir, Adalbert! Was soll ich thun, um dieser Gewissenspein zu entgehen, die mich verzehrt? — Ich habe mich in dieser Nacht entschlossen, dem Dr. Herz zu schreiben, welcher ihren Zustand kennt. Ich will ihm als Menschen und Ehrenmann Alles anvertrauen, auch, was Niemand ahnt, daß unser Verhältniß noch fortbesteht, daß wir uns hin und wieder schreiben und daß ich Kenntniß von ihrer Krankheit habe. Er wird mir antworten, er wird die Sprache der Angst verstehen, die ich sprechen werde, wird mir aufrichtig sagen, was ich zu fürchten oder zu hoffen habe. — Dann, mein Bruder, werde ich wenigstens so weit ruhig werden, daß diese Qualen der Ungewißheit von mir genommen sind, die mich fast zur Verzweiflung treiben. —

Aber nun höre noch Eins, was mich noch ebenso sehr beunruhigt und mein Leben verbittert: die Ueberzeugung, die ich jetzt, in dieser Zeit unserer Trennung gewonnen habe und mir zur Gewißheit geworden ist, daß ich sie nicht so liebe, wie sie es verdient, daß sie mehr und eine andere Liebe von mir zu fordern berechtigt ist! — —

Sie ist mir unaussprechlich theuer; in meiner Angst um sie und ihr Leben wirst Du die Bestätigung dieser Worte finden, aber ich würde eine Schwester ebenso lieben, ebenso für sie sorgen und um sie leiden, wüßte ich, daß sie meinetwegen elend wäre und stürbe! — Sieh', Adalbert, dieser Gedanke macht mich oft fast toll: daß ich mein eigensinniges, störriges Herz nicht zwingen kann zu einem wärmeren Gefühl, daß es nicht schlagen will vor Freude und Jubel, wenn ich einen Brief von ihr bekomme, wenn ich die Worte lese, die alle nur Liebe, Vergebung und wieder Liebe athmen! — Ich würde doch sonst nicht kalt und gefühllos gegen solche Beweise einer aufrichtigen Anhänglichkeit sein, die so groß ist, daß mein ganzes Leben nicht ausreicht, ihr genügend dafür zu danken! Warum kann ich in ihr nur das zarte, reine, hingebende Kind sehen und nicht das starke, feste, unerschütterliche Weib, welches sie doch in Wirklichkeit ist! — Warum muß ich jedes Wort so ängstlich abwägen, das ich an sie richte, so oft anders sagen, als ich fühle, so oft von einem Gefühl reden, das mir fremd ist! — Und ich muß doch dieß thun, Adalbert, denn die Ueberzeugung, von mir bräutlich geliebt zu werden, ist der Anker, an dem sich das schwache Schiff ihres Lebens hält, ist der einzige

Lichtstrahl, welcher die Nacht ihrer Seele erhellt! — Sie muß an meine Liebe glauben, sonst kann sie nicht leben, selbst nicht den kleinen Rest derselben, der ihr noch etwa bleibt trotz ihrer zwanzig Jahre! —

So sehe ich mich zu einer Maske gezwungen, die mein wahres Gesicht vor ihr verbirgt, — gezwungen zur Lüge und Unwahrheit, die ich hasse und verachte, und dennoch festhalten muß, so lange sie lebt! —

Adalbert, Adalbert, Du bist sehr unglücklich, daß Du liebst ohne Hoffnung auf Besitz, aber glaube mir, ich bin es auch, daß ich nicht liebe, wo Liebe zur Pflicht geworden ist! —

Gute Nacht, mein Bruder! — —

Erstes Kapitel.

Es war vor Weihnacht und ein trüber, kurzer Decembertag ging zur Neige. Ein heftiger Nordoststurm hatte den ganzen Tag über gewüthet und eine Masse schwerer Schneewolken zusammengejagt, die sich gegen Abend in dichten Flocken entluden. Die Gaslaternen brannten trübe und gedämpft in den Straßen, ihr Schein konnte weder den dichten Nebel, noch die langsam herabfallenden Schneeflocken durchdringen und so herrschte nach eingetretener Dämmerung noch dasselbe zweifelhafte Licht auf den Straßen, wie vor dem Anstecken derselben.

Trotzdem hatte das fröhliche Kinderfest, welches morgen stattfinden sollte, eine Menge eilfertiger und kauflustiger Menschen hinausgetrieben in den unwirthlichen Winterabend, um noch einige ver=

verspätet geäußerte Wünsche zu erfüllen oder auch eine bisher vergessene Kleinigkeit zu kaufen, damit am morgenden Abend alle Gesichter vergnügt lächeln und alle Herzen zufrieden sein würden. —

Es ist doch eine gar schöne und weise Zeiteintheilung, die das lieblichste, heiterste und segenbringendste Fest des Jahres gerade in die trübste und langweiligste Zeit desselben gesetzt hat, wo die Abende so lang sind, daß man oft kaum Tag hat und das Wetter gewöhnlich so rauh und unfreundlich ist, daß die Menschen es vorziehen, im warmen Zimmer zu bleiben und, um den Familientisch gereiht, auf welchem die trauliche Lampe brennt, so recht den Segen und das Glück einer Häuslichkeit zu schätzen lernen, deren man in den linden Frühlingstagen und der warmen Sommerszeit weit weniger bedarf. — Wie angenehm werden die Wochen, welche diesem einen Festabend vorangehen, mit den Sorgen für denselben ausgefüllt! Und wie froh stimmt schon der Gedanke ein fühlendes Gemüth, für einen oder den anderen seiner Lieben eine Ueberraschung ersonnen zu haben, von welcher er keine Ahnung hat, daß sein heimlich gehegter Wunsch schon so bald erfüllt werden soll! —

Schönstes, lieblichstes Fest des Jahres, von tausend und aber tausend ungeduldigen Kinderherzen

ersehnt und froh begrüßt, wenn es endlich heranrückt, von tausend und aber tausend liebenden Elternherzen verschönt durch Geschenke, grüne Bäume und helle Lichter, die ja ein Symbol des Sterns sind, der einst den Hirten auf dem Felde erschien und ihnen die Geburt des Messias verkündigte! —

Es war der Abend vor diesem frohen Fest. Alle Straßen wimmelten von Schau- und Kauflustigen, denn für Beide war reichlich gesorgt. Die Fenster der großen Kaufläden funkelten von unzähligen Gasflammen, deren warme Strahlen die Eisblumen auf den prächtigen Spiegelscheiben schmolzen und den neugierigen Blicken freie Uebersicht der drinnen aufgehäuften Herrlichkeiten gewährten, zu deren Besitz nichts weiter gehörte, als Geld, Geld und wieder Geld! — das unentbehrliche Mittel zum Zweck, immer, zu jeder Tages- und Jahreszeit, aber um Weihnacht am meisten erforderlich und am meisten ersehnt von denen, die es nicht besitzen! —

Die öffentlichen Vergnügungslokale konnten die Menge der Herzuströmenden kaum fassen, die noch vor dem Schluß der Ausstellungen die so pomphaft angekündigten Belustigungen genießen wollten: Casperle-, Pulcinell- und Volkstheater, akrobatische und gymnastische Vorstellungen, Seiltänzer

mit zwei und vier Beinen, „Professoren der Magie", wie diejenigen Künstler sich nannten, die in den feineren Lokalen die nämlichen Produktionen für ein höheres Eintrittsgeld dem Publikum offerirten, wie in den Sälen untergeordneten Ranges die Taschenspieler für ein geringeres Honorar, — Automaten und Marionetten, Buschmänner, Riesen und Zwerge, männlichen und weiblichen Geschlechts, — kurz, alle bekannten und unbekannten Wunder der Welt, gegen welche die berühmten sieben Weltwunder der Vorzeit in Nichts zusammenfielen, was aber, genau besehen, schon Alles dagewesen war, wie bekannt, und nur in veränderter Form und mit hochtönendem Namen dem Publikum der Jetztzeit producirt wurde, um diesen die Taschen bestmöglichst zu leeren und die eigenen zu füllen; immer dasselbe Princip und dasselbe Motiv, nämlich Geld zu verdienen! —

Es mochte gegen vier Uhr Abends sein, als in einen kleinen Blumenladen einer entlegenen Straße der Vorstadt ein Herr eintrat. — Es war ein niedriger, kleiner Laden, der nur ein Schaufenster hatte, hinter dem aber eine reiche und duftende Flora prangte, die für diese Jahreszeit und den so früh eingetretenen Winter nicht zu gering anzuschlagen war. Man sah hier neben der

künstlich zur Blüthe getriebenen Hyazinthe, die in den verschiedensten Farben prangte, die geruchlosen Tulpen, die mit ihrem prächtigen Colorit einen hübschen Farbenwechsel hervorbrachten, einfache, bescheidene Maiglöckchen, deren zarte, weiße Kelche einen so süßen Duft ausströmten, daß er kaum gegen den der Hyacinthen zurückstand, chinesische Primeln mit rothen und violetten Blüthen, volle Rosen in den verschiedensten Farben, sogar Camelien mit ihren glühenden und weißen Blumen zwischen den dunklen, wachsartigen Blättern, Azaleen und Laurustinus, amerikanische Akazien mit und ohne Blumen, Orangen mit Früchten und Blüthen, Myrthen und Erika's mit den durchsichtigen Blüthentrauben und zwischen diesen allen und vielen anderen Blumen und Stauden die zartduftenden Frühlingskinder mit den verschämten blauen Augen, „die Favoritblumen des jetzigen Empire": die Veilchen. —

An den Wänden umher hingen eine Menge der verschiedensten Kränze, welche die Hand der Liebe so gern den geweihten Stätten bringt, wo die theueren Verstorbenen den Schlaf des Friedens schlafen, die vielleicht noch am vorigen Weihnachtsfest glücklich und froh um uns geweilt. Man sah hier grüne Epheukränze, Mooskränze mit bunten

und weißen Papierblumen, ganz weiße von Blumen aus Silberpapier und in flachen Schaalen mit Wasser standen auf dem Ladentisch eine Menge frischer, duftender Blumen abgeschnitten, um sie zu Bouquets und Kränzen zu verwenden.

Am Ladentisch selbst stand ein junges Mädchen, um die Kauflustigen zu bedienen. Sie war noch sehr jung und schaute aus den großen, blauen Augen so frisch und frei in's Leben, wie es nur die erste Jugend vermag. Die Gasflamme unter der Decke beleuchtete ihr reiches, blondes Haar, das in schweren, armdicken Flechten um den Hinterkopf gewunden war und fast bis auf die Stirn reichte. Sie war sehr einfach gekleidet; aber das enganschließende blaue Wollenkleid zeigte eine Figur von solcher Eleganz und einen so tadellosen Wuchs, daß manche vornehme Dame des eleganten Stadttheils sie darum beneidet hätte, wenn sie sie gesehen, und manchem Damenkleidermacher mancher Stoßseufzer erspart worden wäre, hätte seine Clientin über eine so reizende Figur zu disponiren gehabt. —

Eine alte Frau befand sich gerade in dem Laden, als der junge Mann eintrat. Sie schien sehr arm zu sein, denn ihr Kleid war sehr dünn und sie hatte sich in ein abgetragenes, kurzes Tuch gehüllt, während ihren Kopf eine Kappe von ehe-

dem schwarz gewesenem Stoff bedeckte, unter welcher spärliche, graue Haare hervorguckten.

Die Alte fragte nach dem Preise eines Mooskranzes, eines der kleinsten, unscheinbarsten von denen, welche ihr das junge Mädchen gezeigt hatte. Sie reichte ihr noch einen anderen, eine sehr geringe Summe nennend, für deren Erlös sie ihn haben konnte. Die alte Frau machte ein betrübtes Gesicht, als sie mit jener Redseligkeit, welche man in gewissen Jahren so oft findet, sagte:

„Ich will diesen Kranz meiner seligen Marie bringen. Das arme, liebe Kind! Am vergangenen Christabend hatte ich sie noch; sie schenkte mir von ihrem Wenigen ein gutes warmes Kleid. Sie selbst hatte sich einen Mantel gewünscht, aber ich hatte nicht so viel erübrigen können, denn mein kleiner Handel wirft gar wenig ab, kaum genug zum täglichen Leben. Ich nahm mir aber vor, in diesem Jahre so viel zusammenzustecken, daß ich ihn ihr zum nächsten Weihnacht schenken könnte. Aber jetzt habe ich sie nicht mehr! Sie ist im Herbst gestorben, nachdem sie lange krank gelegen hatte, und das mühsam ersparte Geld für den Mantel ging für Doktor und Apotheker weg. Jetzt braucht sie ja auch keinen Mantel mehr, das arme Kind! Der liebe Herr Gott deckt sie weich und warm zu

und unter'm Schnee wird sie wol nicht mehr frieren. — Aber einen Kranz wollte ich ihr bringen, da ich ihr sonst Nichts mehr geben kann! Ach Gott, ach Gott!" —

Das junge Mädchen sah sehr gerührt aus bei dieser Klage der armen Mutter, welcher jetzt eine dünne Thräne über die gefurchten Wangen rollte.

„Also sind Sie sehr arm?" fragte sie mit einer so mitleidigen Stimme, daß die Frau auf- und in das hübsche Gesicht vor ihr blickte, welches durch seinen weichen, theilnehmenden Ausdruck noch weit hübscher geworden war.

„Ach ja, sehr arm, liebe Mamsell!" schluchzte die alte Frau, „ich wollte mein einziges Kind doch nicht für arm begraben und auch nicht mit so vielen anderen, fremden Menschen auf dem Kirchhof liegen lassen, daß ich nicht einmal ihr Grab hätte finden können, wenn ich hinging, sie zu besuchen. Die lange Krankheit hat viel gekostet, das Begräbniß und das bischen Erde, wohinein man sie gelegt hat, haben das Letzte fortgenommen; aber ich habe Alles gern hingegeben, denn ich habe ja nun keine Seele mehr, für die ich etwas sparen sollte und ich weiß wenigstens, daß ich, wenn ich auch todt bin, bei meinem Kinde liegen werde. Damit

ist nun aber Alles drauf gegangen und wenn der Winter lang und streng wird, was Gott verhüten möge! so werde ich wol recht oft frieren müssen.“ —

Das junge Mädchen betrachtete sie noch immer mit demselben mitleidigen Ausdruck. Die Alte suchte den kleinsten und billigsten Kranz aus und ein kleines Geldstück aus ihrer schmutzigen Tasche, welches sie auf den Ladentisch legte, nachdem sie es gefunden. Dann nahm sie den gekauften Kranz und schickte sich an, zu gehen, nicht ohne wiederholt zu seufzen und zu sagen:

„Ach Gott, ach Gott, ich wollte ja gern arm sein und nicht klagen, wenn ich nur meine Marie noch hätte!“ —

„Warten Sie einen Augenblick!“ rief das junge Mädchen, die Fortgehende aufhaltend. „Hier ist ein größerer und schönerer Kranz. Geben Sie mir den da wieder und nehmen Sie diesen hier. Das Geld stecken Sie auch nur wieder ein, arme Frau, ich will es nicht haben. Sie können sich ein Weihnachtsbrod dafür kaufen. Wir sind nicht arm und dies Wenige wird uns nicht fehlen! Nehmen Sie nur!“ —

Mit diesen freundlichen Worten, von der gütigsten Miene begleitet, reichte sie der Alten einen großen, grünen Epheukranz, welchen sie schon vor-

her einige Male gierig betrachtet, aber, von dem Preise abgeschreckt, wieder fortgelegt hatte, nahm ihr den billigen Mooskranz wieder ab und drückte ihr das Geldstück in die zitternde Hand.

Die Alte wußte kaum, was ihr geschah. Sie betrachtete abwechselnd das junge, liebliche Mädchen und den schönen, grünen Kranz, als könne sie nicht glauben, was ihr geschah. Dann aber sagte sie, plötzlich gesammelt, als sie sah, daß es Ernst sei, mit großer Rührung in Blick und Stimme:

„Das lohne Ihnen Gott, Mamsellchen, ich kann es nicht! Und daß Sie so gut und freundlich gegen mich sind und so mitleidig mit mir von meiner seligen Marie gesprochen haben und mir den schönen, großen Kranz schenken, daß ich ihn ihr bringen kann und ich die Freude haben werde, auf dem weißen Schnee grüne Blätter liegen zu sehen, die mein armes Kind so sehr liebte, — Das lohne Ihnen Gott, ich kann es nicht!" —

Dann setzte sie mit noch lauterer Stimme hinzu, da das junge, bescheidene Mädchen sie wiederholt zu unterbrechen bemüht war:

„Und den Dank wollen Sie auch nicht einmal von mir armen, alten Frau haben, Sie liebes, gutes Mamsellchen! Nun, nun, da Sie es wollen,

will ich schweigen und gehen und Gott im Herzen bitten, daß ein hübscher, junger Herr, der ebenso gut und hübsch ist wie Sie, Sie dafür belohnen wird, da ich es nicht kann!“ —

Das junge Mädchen lachte laut und hell bei diesen Schlußworten der dankbaren Alten und drängte sie zur Thür hinaus.

„Gehen Sie nur, gute Frau“, sagte sie noch immer freundlich lächelnd, „ich danke Ihnen für Ihren frommen Wunsch! Vor der Hand habe ich freilich noch nichts damit im Sinn und meine alte Großmutter würde mich schön ausschelten, wenn ich ihr mit solchen albernen Geschichten käme!“ — —

Plötzlich hielt sie in ihrer fröhlichen Entgegnung inne, denn sie hatte erst jetzt die Gegenwart des Fremden bemerkt, der etwas seitwärts stehen geblieben war, augenscheinlich ergötzt über die heitere Wendung eines so ernst begonnenen Gesprächs. Er war ohnehin leise eingetreten und weder Käuferin, noch Verkäuferin hatten eine Ahnung seiner Anwesenheit gehabt. Jetzt, als endlich die alte Frau fort war, trat er näher herzu und forderte mit freundlichem Gruß einen Topf mit blühenden Veilchen. —

Das junge Mädchen, sichtbar sehr verlegen

bei dem Gedanken, ein fremder Herr sei Zeuge dieser Unterhaltung gewesen, zeigte ihm verschiedene Exemplare der gewünschten Blumen, ohne jedoch das lebhafte Roth verloren zu haben, das ihre Wangen bei seinem Anblick überzogen. Um das peinliche Gefühl zu überwinden, begann sie ihre Waare zu loben, was sonst gar nicht ihre Art war.

„Dieser Topf hier," sagte sie, ihm einige gefüllte Veilchen präsentirend, „ist recht artig. Die Blumen sind größer und dunkler, als jene und ich meine, Sie würden gut thun, diesen zu wählen. Sie werden sicher mit Ihrem Kauf zufrieden sein, lieber Herr!" —

„Meinen Sie, mein Fräulein?" fragte der junge Mann, der weit mehr die liebliche Verkäuferin betrachtete, als ihre duftende Waare. „Wenn Sie es mir rathen, will ich ihn nehmen. Sie verstehen sich natürlich besser auf Blumen, als ich und es ist überhaupt das erste Mal, daß ich Blumen kaufe. Es war auch eigentlich gar nicht meine Absicht. Wenn man nichts von einer Sache versteht, muß man davon bleiben; aber gerade, als ich bei Ihrem Laden vorüberging, begann ein so entsetzliches Schneegestöber, daß ich meinte, ich könnte hier die schlimmste Zeit abwarten und zugleich die Blumen kaufen."

„O, wenn Sie nur deßwegen hergekommen sind, lieber Herr", sagte das junge Mädchen, durch seine freundlichen Worte zur Fassung gebracht, „und Sie haben die Veilchen nicht nöthig, so kaufen Sie doch keine. Warten Sie hier, so lange Sie wollen, hier ist ein Stuhl!" —

Mit diesen Worten schob sie ihm einen kleinen Rohrstuhl hin, der in einer Ecke des Ladens stand, und bat ihn noch einmal, Platz darauf zu nehmen.

„Das ist nicht das erste Mal und wird auch nicht das letzte Mal sein, daß Leute zu uns kommen, um sich bei uns auszuruhen oder Schutz vor bösem Wetter und Regen zu suchen und wenn sie nichts brauchen, so haben sie auch nicht nöthig, etwas zu kaufen. — Du lieber Gott", fuhr sie ungezwungen fort, da sie wieder völlig gefaßt war und den kleinen Scherz mit der armen Alten vergessen hatte, „das kann uns Allen passiren und es wäre der Großmutter im Sommer schlecht gegangen, wenn sie nicht gute Menschen gefunden hätte, welche sie zu sich in's Haus baten, als sie plötzlich von einem so bösen Hagelwetter überfallen wurde, daß sie nicht vor und nicht zurück konnte."

Den Fremden ergötzte augenscheinlich das kindliche Geplauder des jungen Mädchens. Er

nahm zwar den hingeschobenen Stuhl nicht an, erwiederte aber mit so freundlichem Blick und Ton, daß seine junge Wirthin immer mehr Muth bekam: „O, Sie sind sehr gütig, liebes Fräulein! Wenn meine Gegenwart Sie nicht für kurze Zeit belästigt, so nehme ich gern Ihr freundliches Anerbieten an, hier den ärgsten Schneesturm abzuwarten, ehe ich mich wieder auf die offene Straße begebe. Also Ihrer Großmutter erging es ebenso, wie mir? Ist sie denn schon sehr alt, da Sie doch mit dem Ton der Sorge von ihr reden?" —

„O, so sehr alt ist sie noch nicht", erwiederte das junge Mädchen, indem es den runden Arm graziös, aber vollkommen unbewußt auf den Ladentisch stützte, „sie mag wol ihre siebenzig Jahre haben und am Ende noch darüber, aber sie hat ein schweres, sorgen- und kummervolles Leben hinter sich und hat viel Arbeit gehabt. Davon muß sie wol etwas kümmerlich geworden sein, denn sie sagt immer, daß sie von Natur kräftig und gesund gewesen sei und wenn sie heut' zu Tage die jungen Mädchen ansähe, wie sie pimperlich und bleichsüchtig und schwächlich wären, da sei sie jetzt doch von anderem Korn und Schrot!" —

Der Fremde lächelte ein wenig bei dieser naiven Erzählungsweise des jungen Mädchens, aber man

sah, daß sie ihn höchlichst amüsirte. Er lehnte sich auch auf den schmalen Ladentisch und fragte:

„Da sind Sie wol recht besorgt um die Großmutter und haben sie sehr lieb, nicht wahr?" —

„Ja, das weiß Gott!" seufzte das junge Mädchen, „sie ist ja auch mein Alles auf der Welt und wenn sie sich nicht der kleinen Waise angenommen hätte, als mein Vater starb, denn meine Mutter habe ich gar nicht gekannt, was wäre wol aus mir geworden? Und sie hat gearbeitet und gestrebt für mich, daß sie mich erziehen und es mir an Nichts fehlen lassen konnte und unseren kleinen Handel hat sie selbst angefangen, als sie sah, daß sie doch etwas ergreifen müsse, um uns zu ernähren und hat es sich sauer werden lassen und der Herrgott hat seinen Segen dazu gegeben!" —

„Ist es nicht schwer, für eine einzelne Frau, ein solches Geschäft zu etabliren und fortzuführen?" fragte der Fremde. „Ich glaube immer, daß dazu männlicher Beistand gehört, wenn's irgend gehen soll." —

„O ja, Herr, schwer genug mag es der armen Großmutter geworden sein, das will ich glauben und sie erzählt mir oft von dem kleinen, ganz kleinen Anfang des Geschäftes, bis es größer geworden ist und uns nun ganz anständig ernährt.

Sie hatte auch das Glück, einen entfernten Verwandten hier zu finden, als sie hierher zog, und ich glaube, sie wählte seinetwegen diese Stadt, um doch etwas Beistand zu haben, da sie sich sonst an Niemanden wenden konnte. Dieser Verwandter war selbst Gärtner und da es ein braver Mann war, welcher der armen Wittwe gern forthelfen wollte, so legten sie Hand in Hand und Beide hatten es nicht zu bereuen. Nun ist er zwar gestorben, aber wir sind inzwischen bekannt geworden mit unserem Geschäft und haben nun einen eigenen Gärtner, der die Blumen treibt, ich verkaufe sie, wenn Jemand kommt, und die Großmutter führt das Kaufmännische: Ausgaben und Einnahmen. Sehen Sie, Herr, so geht es uns ganz gut. Wir sind zufrieden und glücklich bei einander und ich bitte Gott, er möge mir die alte Frau noch recht lange lassen, wenn's möglich wäre, so lange ich selbst lebe, denn ich kann's mir gar nicht denken, wie's einmal werden wird, wenn ich sie nicht mehr habe."

Das junge Mädchen sah sehr ernst aus bei diesen letzten Worten. Ein Schatten von Trauer flog über die reinen, kindlichen Züge und unter den langen, dunklen Wimpern blickten die großen, blauen Augen wehmüthig hervor.

„Ach, wer will sich mit künftigen Dingen quälen!" nahm der Fremde heiter das Wort. „Ein so junges, liebliches Wesen, wie Sie, sollte sich gar nicht mit so häßlichen Gedanken abgeben! — Wer weiß, wo Sie dann sind, wenn die alte Frau stirbt, was noch lange dahingestellt bleiben mag. — Ihnen steht ja die ganze Welt offen und Sie müssen sehr glücklich werden in derselben, wo Alles, was jung, schön und liebenswürdig ist, seine Freunde findet!" —

„O, Freunde haben wir auch", fuhr Jene wieder erheitert fort, „unser Herr Berger ist sehr gut gegen uns und seit Rudolph bei ihm wohnt, sind wir oft seelenvergnügt zusammen. Das mag auch die Großmutter gern und wenn wir Vier um den Tisch sitzen und plaudern und die Großmutter von ihrem vergangenen Leben erzählt, was sie so gern thut, oder wir musiciren, der Rudolph und ich, oder Herr Berger allein, da sind wir so glücklich, wie nur Menschen sein können!" — —

„Wer sind denn Ihr Herr Berger und Rudolph?" fragte der Fremde mit großer Aufmerksamkeit.

„Herr Berger ist unser Einwohner schon seit vielen Jahren, ja, ich glaube, schon seitdem die Großmutter dieses Haus und diesen Laden gemiethet hat.

Er ist ein freundlicher Herr, der zwei Hinterstuben drei Treppen hoch in unserem Hause bewohnt. Er ist Musiker bei einem kleinen Theater und spielt die Violine sehr schön. Rudolph ist ein Bekannter von ihm und wohnt mit ihm zusammen. Herr Berger hat ihm das kleinste seiner beiden Zimmer abgetreten und er behilft sich, so gut es gehen will. Er ist viel jünger, als Herr Berger, und auch sehr gut und lieb gegen uns. Er ist arm und Retoucheur bei einem Photographen. Er hat noch einer Mutter zu geben, die mit ihrer Schwester eine Freiwohnung haben. Das Andere giebt Rudolph ihnen fast Alles; da können Sie denken, daß er selber knapp beißen muß." —

Der junge Mann antwortete und fragte nichts mehr. Er trat an's Fenster und schaute hinaus. Das Schneegestöber hatte in der That nachgelassen, einzelne feine Flöckchen flogen nur noch in der grauen Luft umher.

„Es ist trocken geworden", sagte er, „nun kann ich gehen. Aber die Veilchen setzen Sie mir zurück, diese hier, welche Sie mir ausgesucht haben. Morgen werde ich sie abholen lassen, wenn ich nicht selber kommen kann." —

Damit entrichtete er die Kleinigkeit, welche sie dafür gefordert hatte, und ging mit einem freund-

lichen Gruß fort. In der Thür wandte er sich noch einmal um und sagte, das liebliche, junge Mädchen noch einmal fest in's Auge fassend:

„Guten Abend, schönes Kind, und vergnügtes Fest! — Schönen Gruß an Ihre Großmutter und gute Unterhaltung mit Herrn Berger und Ihrem Rudolph!" —

Damit ging er fort. Das junge Mädchen blickte ihm ein Weilchen nach, so lange sie ihn von den Vorbeigehenden unterscheiden konnte. Sein schnelles Fortgehen und seine letzten Worte waren ihr unangenehm gewesen, sie wußte selbst nicht, warum. Die leise Ironie, welche in letzteren verborgen gewesen, mochte sie unklar fühlen. Sie blieb an den Ladentisch gelehnt stehen und dachte über Alles nach, was sie gesprochen hatte. Sie hatte zuletzt von Rudolph erzählt und von seiner Armuth gesprochen. Was konnte dem Fremden dabei unlieb gewesen sein? Sie wußte es nicht, soviel sie auch darüber nachsann. — Dann kamen Käufer und Käuferinnen, die kauften und nicht kauften. Sie ließ sich keine Mühe verdrießen und sprach mit Letzteren ebenso freundlich, wie mit Ersteren. So ging es den ganzen Abend fort. Sie hatte gute Geschäfte gemacht, war trotzdem sehr froh, als sie sich zu ihrem frugalen Abend-

essen neben die Großmutter an den kleinen Tisch setzen konnte.

„Ich bin recht albern gewesen, Großmutter“, sagte sie, mit der Offenheit eines Kindes der alten Frau einen Fehler erzählend, welchen diese sicher tadeln würde, „ich habe heut' Abend geschwatzt wie ein Staarmatz von Dir, von unserem Herrn Berger und dem guten Rudolph, kurz, von allem Möglichen und denke Dir, mit wem? Mit einem fremden, feinen Herrn, welcher sich vor dem schrecklichen Schneegestöber hier herein rettete und dann einen Topf Veilchen kaufte. Es war ein artiger, junger Mann und sprach so freundlich mit mir und wußte mir auch so Alles abzufragen und mich in's Erzählen zu bringen, daß ich geplappert habe, wie ein albernes Ding. Am Ende wurde es ihm zu viel und er ging schnell fort. Hinterher bedauerte ich, so dumm gewesen zu sein, aber es war einmal geschehen und ich will mir dadurch meine Freude auf morgen nicht stören lassen. Ich freue mich wirklich ganz toll auf morgen, Großmütterchen, gerade so, als wäre ich noch ein Kind und nicht schon ein erwachsenes Mädchen!“ —

„Ich habe es Dir ja schon mehrmals gesagt, Luise“, sagte die Großmutter ernst, aber gütig, „daß Du weniger sprechen sollst, wenn Fremde

kommen und besonders mit Herren, denn Du bist nachgerade schon zu groß dazu. Daß Dein Sein kindlich geblieben, ist mir ja lieb und mit mir, Deinen Gespielinnen und Bekannten kannst Du schwatzen nach Herzenslust, aber mit fremden Herren und noch dazu mit jungen muß ein anständiges Mädchen schweigsam sein und mehr hören, als plappern, sonst sagen sie nachher: „Das war eine kleine Gans!" — Aber lass' es Dich heut' Abend nicht verdrießen, Kind", setzte sie sehr freundlich hinzu, als sie sah, daß Luise das Köpfchen hängen ließ, „lass' den fremden Herrn sagen, was er will, und thue es ein anderes Mal nicht wieder. Es ist im Grunde ja gleich, was er von Dir spricht!"

Der Abend verstrich nach dieser kleinen Moralpredigt wie gewöhnlich. Luise nähte sehr fleißig, hin und wieder durch einzelne Käufer unterbrochen. Als die Großmutter zeitig zu Bett gegangen war, nahm sie ein kleines, zierliches Häubchen von weißem Linon aus einer Kommode, die sie sorgsam verschlossen hatte, und garnirte mehrere Reihen schmaler Spitzen an dieselbe. Als sie mit ihrer Arbeit fertig war, mochte es elf Uhr sein. Sie stand auf und betrachtete ihr Werk prüfend mit strengem, kritischem Blick. Das Häubchen sah so

nett und zierlich aus, daß das junge Mädchen daran ihre Freude hätte haben müssen.

„Ich weiß nicht, ob sie der Großmutter gefallen wird“, sprach sie zu sich, „mir gefällt sie nicht. Freilich weiß ich nicht, was ich daran auszusetzen habe, aber ich hätte sie mir hübscher gedacht.“ —

Sie legte sie langsam auf den Tisch vor sich hin und setzte sich selbst davor. Anfangs betrachtete sie sie noch ein Weilchen von allen Seiten, ohne zufriedener auszusehen. Dann schweiften ihre Blicke gleichgültig im Zimmer umher und endlich senkten sie sich in ihren Schooß, in dem die gefalteten Hände ruhten.

„Wie kann man nur so dumm sein?“ sagte sie halblaut, ihren stummen Gedanken Worte gebend. „Was mag der Herr von mir gedacht haben, der so gut und freundlich mit mir sprach? — „Das ist eine kleine Gans!“ hat die Großmutter gesagt und ich glaube sie hat Recht! — Ich bin auch eine Gans gewesen, aber es soll mir Lehrgeld für ein anderes Mal geben. Wenn er noch einmal käme, ich würde ganz still sein und kein Wort mehr reden, als nöthig thut! Ja, gewiß, das will ich! — Vielleicht kommt er morgen selbst und holt seine Veilchen. Aber nein, er wolle sie holen

lassen, hat er gesagt! — Aber wenn er doch selbst käme? — Für heut' wird's Zeit, schlafen zu gehen. Wenn die Großmutter sähe, daß ich noch auf bin und Licht verbrenne, so würde sie mich auszanken." —

Sie schloß das Häubchen wieder sorgfältig in die Schieblade der Kommode und steckte den Schlüssel zu sich. —

„Sie wird ihr doch gefallen, hoffe ich", sagte sie, als sie in ihr Schlafzimmer ging. —

Sie kleidete sich langsam aus und versuchte, an den morgenden Abend zu denken, an das liebe, schöne Fest, an dem sie noch immer so seelenfroh gewesen war. Sie freute sich immer das ganze Jahr darauf und hatte nie die Zeit erwarten können, wo es wiederkehrte. Auch heut' Abend freute sie sich, als sie an die kleinen Geschenke dachte, welche sie heimlich für die alte, liebe Frau gekauft oder gearbeitet hatte. Auch für Herrn Berger hatte sie ein Notizbuch von blankem, schwarzem Ledertuch gekauft und für den guten Rudolph ein noch viel blankeres Zündhölzerdöschen, das aussah wie von purem Silber.

„Wie werden sie sich freuen!" dachte sie und wurde selbst am Ende ganz vergnügt bei diesem Gedanken. —

Dann schlief sie ein und träumte sehr lebhaft, der Fremde wäre wieder gekommen, um seine Veilchen zu holen, und sie sei so still und wortarm gewesen, daß er sie gefragt habe: warum sie denn heut' nicht mit ihm sprechen wolle? Da habe sie ihm erwiedert, daß sie gestern so dumm gewesen sei, und so viel albernes Zeug geschwatzt und ihm Dinge erzählt habe, die ihm ganz gleichgültig sein müßten, und daß sie deßhalb heut' um so schweigsamer sein müsse. — Da habe er laut gelacht und sie versichert, er habe sich höchlichst über ihre Naivetät amüsirt und sie sei gar nicht so albern gewesen, wie sie glaube. —

Damit wachte sie auch auf und den ganzen folgenden Tag stand sie sehr ernst und still am Ladentisch, als wäre sie eine alte Matrone und recht menschenfeindlich dazu. —

Der Tag verging, ohne daß Jemand kam, um die Veilchen zu holen. Sowie die Thür sich öffnete, blickte Luise mit Herzklopfen empor, aber sie täuschte sich jedes Mal. Als der Abend kam, die Lichter auf den Straßen brannten und auch die Fenster der Häuser allmälig hell wurden, gab sie den Gedanken auf, der Fremde würde noch kommen. —

Damit wurde sie ruhiger und freute sich der

immer spärlicher kommenden Kunden. Gegen sechs Uhr war, wie sie wußte, der Handel in der Regel vorbei und dann begann für sie und die Großmutter der Weihnachtsabend. Sie verschloß die Kasse im Ladentisch, drehte die Gasflamme niedriger und ging hinein in's Wohnzimmer, wo schon Herr Berger und die alte Frau ihrer warteten. —

Bayerische Staatsbibliothek München

Zweites Kapitel.

Herr Berger war ein ausnehmend guter und wohlwollender Mann. Schon etwas vorgerückt an Jahren, hatte er die Hoffnung noch immer nicht aufgegeben, durch die Vorzüge seiner Person sowie durch sein musikalisches Talent sich endlich Herz und Hand eines Mädchens zu erobern, an das er keine geringe Ansprüche machte. —

Da er selbst ganz mittellos war und der kleine Gehalt, den er für seine allabendlichen Leistungen auf der Violine im Orchester eines kleinen Theaters der Vorstadt sowie für einige Unterrichtsstunden empfing, die er den Tag über gab, kaum zur Bestreitung seiner nothwendigsten Ausgaben ausreichte, war er darauf angewiesen, sich nach einer wohlhabenden Lebensgefährtin umzusehen, von der er jedoch nebenbei noch eine große Anzahl her=

vorragender Eigenschaften beanspruchte, welche die Glückliche besitzen mußte, die die Gattin eines so gebildeten, talentvollen und vortrefflichen Mannes zu werden die Ehre haben sollte. —

Dieser Gegenstand war die unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung und des Genusses für ihn und Luise konnte den angehenden Hagestolz nicht glücklicher machen, als wenn sie das beliebte Heirathskapitel begann und ihm aus einem Häufchen alt und schlecht gewordener Karten seine Zukunft prophezeite, welche natürlich immer im Besitz einer Kapellmeisterstelle und einer reichen, schönen und liebenswürdigen Frau bestand, die sich rasend in ihn verliebt hatte und die er nolens volens mit seiner Person glücklich machen mußte und wäre es auch nur aus Humanitätsrücksichten. —

An solchen Abenden war Herr Otto Berger stets in seiner glänzendsten Laune, neckte Luisen, musicirte auf seiner Violine und spielte mit der Großmutter Grabuge, welches Spiel die alte Frau sehr liebte und wozu er sich nur dann herabließ, wenn er „gut aufgekratzt" war, wie Luise sagte. Für gewöhnlich hielt er die Zeit für viel zu kostbar, um sie mit Kartenspielen zu vergeuden, und pflegte oft mit großer Würde zu bemerken, daß es eigentlich eines gebildeten Menschen unwürdig

sei, sich damit zu beschäftigen, denn er könne seine Zeit besser ausbeuten, um weiter in der Bildung fortzuschreiten, anstatt sich an einem elenden Spielzeug zu ergötzen, das für einen kindischen König erfunden worden sei. — „Für alte Leute, Kinder und Schwachsinnige lasse ich es mir gefallen", pflegte er dann zu sagen, „aber nicht für Unsereinen. Wem Geist und Talent gegeben, der muß Beides ausbilden, sonst sind sie auf einen dürren Acker gefallen." —

Herr Otto Berger war unbestreitbar ein ausgezeichneter Mensch. Seine Pedanterie that seiner Herzensgüte keinen Abbruch und wer nur Gelegenheit hatte, mit ihm in nähere Berührung zu kommen, mußte gestehen, daß er ein ehrenwerther Charakter und aller Achtung würdig sei.

Trotzdem konnte Luise in ihrem jugendlichen Uebermuth sich oft nicht enthalten, über sein Aeußeres zu lachen und ihn nach Herzenslust aufzuziehen, wenn er in seinen gewöhnlichen Pathos gerieth und mit großer Emphase von der Würde der Männer und der bevorzugten Stellung sprach, die das „starke Geschlecht" in der Welt einzunehmen berechtigt sei. Dieser Stolz war seine schwache Seite und wer ihn daran verletzte, der konnte sicher seines Zornes gewärtig sein. —

Herr Berger war sehr klein und unproportionirt gewachsen und es ist eine wunderliche Laune des Schicksals, daß gerade diese die Stolzesten und am meisten von sich eingenommen sind. Er mochte am Ende der vierziger Jahre stehen. Sein dünnes Haar, das ehedem schwarz gewesen, war jetzt stark melirt, Stirn und Schläfe waren ganz frei, aber er trug diesen Rest seines einst so reichen Haarschmucks stets mit besonderer Mühe geordnet so sparsam vertheilt und jede Kleinigkeit so wohl employirt, daß ein Friseur das Fehlende nicht besser hätte verbergen können. Seine Nase war allerdings etwas spitzer und länger geworden, als sie vor zwanzig Jahren gewesen sein mochte, aber die Form war noch da und man konnte annehmen, daß sie damals nicht übel gewesen war. Sein Schnurrbärtchen erfreute sich derselben Sorgfalt, wie sein Haar, seine Zähne schienen auch wohl conservirt und man sah es den vorderen nicht an, daß schon mancher College dem noch schärferen Zahn der Zeit gewichen war. Er trug stets eine Brille mit weißen Gläsern, trotzdem er vortrefflich sah, was er indeß nie einräumen wollte. Die böse Welt behauptete, daß er es nur thäte, um sich ein gelehrtes air zu geben, wobei ihn der strenge, scharfmarkirte Zug um Augen und Mundwinkel bedeutend unterstützte, und

die Gravität, die er in Haltung und Gang zu legen wußte, machte dieses unverkennbar. Luise lachte freilich oft, wenn sie ihn so langsam und gemessen daher stolziren sah, und sagte:

„Sieh', Großmutter, unser Herr Berger geht schon wieder, wie ein Schulmeister oder wie ein Storch, und sieht schon wieder so ungeheuer gelehrt aus, wie ein gewisser Lord, von dem behauptet wurde, Niemand wäre je so gelehrt gewesen, wie der edle Sohn Alt-Englands ausgesehen habe. — Er sprach immer in den gewähltesten Ausdrücken und Niemand konnte aufrichtiger eine unfeine oder gar zotige Unterhaltung verabscheuen, als er. — Kurz, er war ein durch und durch moralisch guter Mann und Jeder mußte zugeben, daß er sich so frei von den Ausschweifungen und Verführungen der Jugend gehalten und ein so sittenreines Leben geführt habe, wie man nicht oft in unserer Zeit der Genußsucht und Verderbtheit findet. —

Hätte er sich ebenso frei von den Schwächen und Lächerlichkeiten alternder, unverheiratheter Männer gehalten, die zwar nur zu den Ausnahmen gehören, was ich hier stark prononciren will, um mir nicht den Zorn des ganzen, von mir so hochverehrten Geschlechts aufzuladen, die aber unverkennbar vorkommen und die Jeder sehen kann,

der die Augen offen hat, so wäre Herr Otto Berger ein tadelloser Mensch gewesen. Da aber in unserer unvollkommenen Welt keine Vollkommenheit existiren darf, damit jene nicht aus ihrer Rolle fällt, so muß ich leider zu meinem größten Bedauern bekennen, daß unser kleiner Freund in den eben angedeuteten Schwächen und Lächerlichkeiten wirklich excellirte.

Es konnte keinen Mann geben, der eitler auf seine Person gewesen wäre, der seinen alten, fadenscheinigen Paletot mit größerer Mühe bürstete, seinen Hut sauberer hielt, obgleich er bereits einer lange vergessenen Mode angehörte, seine Zwirnhandschuhe, die ehedem weiß gewesen sein mochten, aber durch häufiges Waschen sehr gelb geworden waren, glatter über die langen mageren Finger zog und seinen Violinkasten mit größerer, bewußterer Grazie unter den Arm nahm, als er. —

Wenn er in dem kleinen, engen, schlecht erleuchteten Orchester des Vorstadt-Theaters saß und spielte, so nahmen seine ohnehin stets ernsten Züge eine solche Wichtigkeit und Würde an, als hinge das Wohl und Wehe des ganzen Theaters an seinem Bogenstrich. In den Pausen pflegte er dann seinen dünnen Schnurrbart zu streichen oder sein weniges Haar über Stirne und Schläfen zu

ordnen und um sich zu blicken, bald empor zu dem niedrigen ersten Rang oder vor sich in's Parquet, denn höher als jener und weiter als dieser erlaubte er nie seine Blicke zu bringen; was darüber war, das war für ihn „vom Uebel"! — Oder er nahm von Zeit zu Zeit seine Brille mit der feinen, bläulichen Stahlfassung ab, für deren Anschaffnng er sehr lange hatte sparen und sogar manche Mittagsmahlzeit hatte vorübergehen lassen müssen, ehe er die erforderliche Summe zusammengebracht hatte, sie zu kaufen, wischte mit ernstem Stirnrunzeln die weißen Gläser mit einem rothen baumwollenen Taschentuch blank, welches er nur zu diesem Zweck bei sich trug, um die leicht verbleichenden Farben desselben nicht durch häufiges Waschen auf Null zu reduciren, fixirte mit Kennerblick bald diese, bald jene Schöne, die sein feines, elegantes Spiel ohne Zweifel entzücken mußte und suchte sich die ihm schon so lange vom Orakel Versprochene unter den hübschen Zuhörerinnen aus, die sicher keine Ahnung von dem Ernst und der Bedeutung dieses Moments hatten. —

Otto Berger hatte als ganz junger Mensch seine Künstlerlaufbahn betreten mit einem feurigen Herzen, das kaum den Tag erwarten konnte, an dem sich seine kühnen Hoffnungen und

festen Erwartungen realisiren mußten, welche er hegte und an deren Erfüllung er ebensowenig einem Schatten von Zweifel Raum gab, wie an seiner Begabung und Bestimmung zum Künstler.

Da er sehr armer Leute Kind und früh verwaist war, hatte er „vor der Hand" das kleine Engagement angenommen, das ihm der Direktor eines kleinen Theaters in einer entlegenen Vorstadt gemacht hatte, natürlich von seiner Seite nur provisorisch, da er von Tag zu Tag auf einen Ruf zu einem der größeren Theater wartete, welcher gar nicht fehlen konnte, und spielte in der ersten Zeit jenes Engagements mit solcher Nonchalance, solchem Unbekümmertsein um das Publikum und seine Collegen, daß er schlecht gespielt haben würde, hätte er nicht zu viel von einem Künstler in sich gehabt, um Mißtöne dulden zu können. Seine Collegen lachten über ihn und nannten ihn einen „arroganten Bengel", der die Nase verdammt hoch trüge und schon „zu Kreuz kriechen" würde, später einen „aufgeblasenen Narren" und ignorirten ihn ebenso, wie er sie zuerst unbeachtet gelassen hatte. Das Publikum — wenn's wirklich eins gab, dem Herr Otto Berger diesen stolzen Namen zu geben für gut gefunden hätte, — wußte natürlich nichts von einer solchen Nichtachtung eines so unwichti=

gen Theils des Theaterpersonals und hätte sich sicher sehr darüber belustigt, wenn es davon gewußt hätte.

Otto Berger bemerkte seine Isolirung von seinen Collegen nicht und würdigte das Publikum allabendlich kaum eines Blickes. Wozu auch? — In einem, zwei oder höchstens sechs Monaten mußte sein Talent sich ja Bahn gebrochen und ihm eine ehrenvolle Stellung an einem bedeutenden Theater verschafft haben, wo seine Collegen wirkliche Künstler und seine Zuhörer wirklich „ein Publikum" waren. Er hatte deßhalb seinen Contrakt nur für ein halb Jahr geschlossen, obwohl der Director ihn für längere Zeit engagiren wollte, da sein Spiel in der That gut und sauber und er ein artiger, wohlaussehender Mensch war. Er hatte deßhalb auch einen geringeren Sold bekommen, als die Anderen, die als feste Mitglieder des Orchesters einen höheren Gehalt beanspruchen konnten. Er hatte sich den Winter über außerordentlich knapp beholfen, hatte manchen Tag in seiner kalten Mansarde gespielt, bis die Finger steif wurden und den Bogen nicht mehr führen konnten. Er hatte manchen Mittag nichts gegessen, war am Abend manchmal ebenso hungerig aus dem Theater heimgekommen, wie er hingegangen und hatte sich eben so hungerig

hingelegt, wie er vor ein Paar Tagen aufgestanden war. Er hatte wiederholte Anerbietungen, bei öffentlichen Bällen und anderen Volksbelustigungen zu spielen, abgelehnt. Das erlaubte sein Stolz nicht und war auch unpassend für das angehende Mitglied eines großen Orchesters und für einen Künstler, der er ja unbestreitbar war. Er hatte einige Unterrichtsstunden angefangen und sich die Familien sehr sorgsam ausgesucht, deren Kindern die Anfangsgründe seiner Kunst beizubringen, er sich gegen ein kleines Honorar herabgelassen hatte. — Wozu auch sich um mehr dergleichen bemühen? — Morgen, übermorgen, in einer Woche konnte sein Talent sich ja Bahn gebrochen haben, er selbst bekannt geworden sein als ein junger, strebsamer Künstler, der nach dem Höchsten in seiner Kunst rang, eben weil er den Beruf dazu in sich verspürte; — gewiß aber im nächsten Winter! Dann konnte es ihm gar nicht fehlen. Und so ging der Winter hin und der Sommer kam und ging und als wieder die Zeit der theatralischen Wintervorstellungen kam und noch immer unbegreiflicher Weise kein besseres Anerbieten, so unterzeichnete er abermals mit schwerem Herzen seinen halbjährigen Contract mit demselben Direktor desselben Theaters und saß wieder unser seinen unbedeutenden Collegen

vom vorigen Jahre, sie selbst ignorirend und von ihnen verspottet und verlacht. „Der Prinz ist wieder da!“ hieß es und sie sahen ihn an und machten Witze über sein dünnes Habit, das noch die schöne Sommerluft geathmet hatte. —

Und so ging's fort, Jahr aus, Jahr ein. Otto Berger hoffte noch immer auf einen günstigen Wechsel seines Geschicks, das doch endlich müde werden mußte, ihn zu verkennen, und das ein Genie nicht verkümmern lassen konnte, ohne ihm die Anerkennung der Welt zu verschaffen, die es verlangen konnte und verlangte. Er unterzeichnete in jedem wiederkehrenden Herbst seinen halbjährigen Contrakt und spielte jeden Abend die einfachen Walzer, Redowa's und Polka's, die gewöhnlich an der Tagesordnung waren und, wenn es hoch kam, eine Ouvertüre oder ein Finale aus einer komischen Oper, immer mit dem Bewußtsein, daß es nur eines günstigen Moments in seinem Leben bedürfe, um aus dieser Atmosphäre der Armuth, der Niedrigkeit und des Verkanntwerdens herausgerissen zu werden und an's helle Licht der Kunst und Anerkennung hervorzutreten.

So war er älter und älter geworden. Sein Haar war jetzt dünn und schimmerte von einem verdächtigen Zusatz von Grau. Seine Nase war

spitz und seine Stirn hoch geworden, seine Mundwinkel hatten den ernsten wichtigen Zug, den er ihnen in den Tagen seiner Jugend gegeben, jetzt als tiefe, unliebsame Falten behalten und seine kleine, schmächtige Figur war noch um ein Paar Linien dünner und schmaler geworden. In seinem guten, feuerigen Herzen hatten die wiederholten Täuschungen nach und nach eine Bitterkeit hinterlassen, die ihm von Natur fremd gewesen war. Er hoffte zwar noch immer auf eine plötzliche, glückliche Wendung seines Geschickes, aber er sprach diese nicht mehr aus. Hatte er in den ersten Jahren seiner Künstlerlaufbahn diese sorgsam gehegt und gepflegt, damit geliebäugelt, wie ein Verliebter mit dem Object seiner Anbetung; hatte er sich in den kalten Winternächten, wo er frieren, in den langen Sommertagen, wo er Hunger leiden mußte, damit getröstet und standhaft ertragen, was sich nicht ändern ließ, so lange diese kurze Uebergangszeit dauerte; — hatte die feste, unumstößliche Ueberzeugung seiner Seele, die echte Kunst könne nicht untergehen, dürfe und könne nicht als Mittel zum Zweck gebraucht werden, sondern müsse selber Zweck und Ziel sein; — hatte diese feste Ueberzeugung seinen Muth aufrecht erhalten und ihn gegen Entbehrungen und Leiden aller Art abgehärtet, — so war dies Alles im Laufe

der Zeit anders geworden. Seine Hoffnung war verstummt und seine Ueberzeugung erschüttert. Er hieß freilich jene nicht ganz verstummen und gab diese nicht ganz auf, aber er fing an, an die Möglichkeit der Fortdauer einer solchen Existenz zu glauben, wie er sie bisher geführt und die er einst als ein Unding verworfen hatte. Er unterzeichnete seinen Contrakt auf fünf Jahre, ließ sich für die Sommermonate bei einem Tivoli engagiren und suchte sich die Familien weniger sorgfältig aus, in denen er Unterricht gab. —

Dadurch wurde natürlich sein Erwerb besser. Er konnte seine Kleidung nach den Jahreszeiten einrichten, wenngleich noch immer nicht nach den strengsten Regeln der Mode und Eleganz; er brauchte nicht mehr zu hungern und zu frieren und sein Aussehen wurde das eines einfachen Menschen, der aber das Nothwendigste besitzt und noch eine Kleinigkeit darüber. —

Da er sich seinen Collegen allmählig ein wenig näherte, indem diese im Laufe der Zeit entweder gewechselt oder die Zurückgebliebenen sich an seine „Schrullen" gewöhnt hatten, so gestaltete sich auch dieses unangenehme, collegialische Verhältniß immer besser und wohlthuender, ja, er fand sogar in der Familie eines Collegen, des Herrn Müller, der fast

so lange wie er an dem kleinen Theater gewesen war und als Flötist mitgewirkt hatte, eine bescheidene, aber nette Häuslichkeit, die er dann und wann besuchte und an dessen Frau er großen Gefallen fand, obgleich diese sehr kränklich war. —

Besonders aber war's das einzige Kind dieser armen Leute, ein kleiner Knabe, an dem der gutmüthige Künstler sich sehr ergötzte, mit dem er oft und viel spielte, dem er kleine, hübsche Sächelchen mitbrachte oder dann und wann ein Zuckerdütchen und den er endlich wirklich liebte, als wäre er sein eigen Fleisch und Blut. Das Herz des Einsamen fühlte sich unsagbar beglückt durch dies Familienleben, das er früher nie gekannt, und die Bitterkeit über die Täuschungen seiner Künstlerlaufbahn sowie die Härte, mit der er sonst über Menschen und Dinge abgeurtheilt hatte, verloren hier ihren Stachel. —

Des kleinen Rudolph kindliches Geplauder und seine zärtlichen Liebkosungen thaten ihm unendlich wohl und seit dieser Zeit fühlte er oft den Wunsch in sich erwachen, einst auch so glücklich zu werden, wie sein Freund Müller, und eine Häuslichkeit gründen zu können, wie diese war, in der er wieder von Neuem auflebte.

Um diese Zeit war es, wo er die zwei kleinen

Dachstübchen drei Treppen hoch bei der Wittwe Mein, der Großmutter Luisens, miethete. Obgleich er eigentlich nur ein Kabinett für sich gebrauchte, so nahm er doch das Anerbieten der Wittwe an, das zweite, welches ihr unnöthig und dem sauberen, penibeln Herrn Berger sehr angenehm war, mitzubewohnen. Da er durch seine Liebe für den kleinen Rudolph Müller ein großer Kinderfreund geworden war, so fand er auch gar bald Gefallen an der kleinen Enkelin der Frau Mein, die mit ihren dicken, blonden Flechten und den großen, blauen Augen das hübscheste Kind war, das man nur sehen konnte. —

So kam es, daß der einsame Hagestolz fast ausschließlich in diesen beiden Familien lebte, deren Kinder sein Leben ausfüllten und sein Herz beglückten. Frau Mein hatte ihm freigestellt, so oft zu ihnen herunterzukommen, wie er wollte, und Herr und Frau Müller sagten jedes Mal bei seinem Fortgehen: „Bleiben Sie nicht wieder so lange fort, Herr Berger, wie das letzte Mal!" wenn er auch erst vor zwei Tagen bei ihnen gewesen war. Luise kletterte auf seinen Schooß, wenn er unten saß, hörte mit vor Vergnügen strahlenden Augen die Märchen und kleinen Erzählungen an, die er sehr gut vorzutragen wußte, und war glück=

selig und tanzte und sprang im Zimmer umher, wie eine ausgelassene Ziege, wenn er seine Violine mitgebracht hatte und der Frau Mein etwas vorspielte, die eine große Freundin von Musik war.

„Wenn Luise erst einige Jahre älter ist, so geben Sie ihr Klavierunterricht, nicht wahr, Herr Berger?“ pflegte sie manchmal zu sagen. „Sie spielen ja Alles so ab, als ginge es von selbst und wenn man Sie spielen hört und sieht, wie leicht es Ihnen wird, da sollte man meinen, man könne sich auch nur so hinsetzen und spielen. Aber prosit die Mahlzeit! Da würde man schön ankommen! Das Ding will gelernt sein, wie alles Andere und deßhalb soll Luise Musik lernen und recht bei Zeiten, denn das Kind liebt sie sehr.“

Herr Berger war jedes Mal so stolz auf das Lob dieser einfachen Frau, die bitterwenig von Musik verstand, als hätte ein berühmter Musiker es ihm gespendet. Früher hätte er es freilich nicht für möglich gehalten, wo er nach Anerkennung und Bewunderung eines großen, sachkundigen Publikums gestrebt hatte. Aber diese Zeit war längst vorüber. Sein Herz war des Lobes sehr bedürftig und da keine Kunstcelebrität und kein auserwähltes Publikums es ihm gespendet, so nahm er vorlieb und fühlte sich auch hiermit

befriedigt und geschmeichelt. — Müssen wir Alle es doch lernen, uns mit den Brosamen begnügen, die uns von der vollen Tafel des Lebens zufallen, und konnten uns in der Zeit unserer Jugendillusionen das Mahl nicht reich und prächtig genug denken, welches unserer wartet! —

Der kleine Rudolph setzte sich gleich rittlings auf Herrn Berger's Knie, sobald er Platz genommen hatte, und dann mußte er, wohl oder übel, den Knaben reiten lassen, hopp, hopp, hopp, über Stein und Block! — und wenn er schrie und lachte, bis ihm die hellen Thränen in den Augen standen, da lachte der gute Mann auch mit und war seelenvergnügt. —

So waren abermals einige Jahre vergangen. Otto Berger hatte einen Contrakt auf zehn Jahre unterzeichnet und konnte kaum glauben, daß er sich früher nicht länger, als auf ein halbes Jahr hatte binden wollen. Uebungen und Unterricht füllten seine Tage, das Spiel im Orchester der beiden kleinen Theater seine Abende, das Leben in den befreundeten Familien seine freie Zeit und die Kinder sein ganzes Herz aus. — Freilich wurde durch sie der Wunsch immer reger in ihm, einen eigenen Herd zu gründen und selbst ein liebes Frauchen zu besitzen, das er jedoch leider noch

immer nicht finden konnte, da seine Ansprüche etwas zu hoch gestellt waren, und auf das er noch immer hoffte. Diese Hoffnung war für ihn Lebensluft und mit derselben Zähigkeit, mit der er einst auf eine ruhmvolle Künstlerlaufbahn gehofft hatte, hielt er nun an dieser fest, ebenso überzeugt, sie zu verwirklichen, wie damals. —

Die Kinder genossen nun schon seit einiger Zeit seinen Unterricht: Luise auf dem Piano, zu welchem Zweck Frau Mein ein altes gemiethet hatte, das die kleinen Finger des Kindes fleißig bearbeiteten; Rudolph auf der Violine, wozu ihm sein Vater eine cassirte von einem Collegen gekauft hatte. In beiden Familien wurde er immer lieber gesehen und der arme, verkannte Künstler hatte jetzt ein Glück erreicht, das er einst auf ganz anderem Wege gesucht hatte.

Wie Vielen von uns mag es ähnlich ergangen sein, wie dem guten Herrn Berger! — Wir jagten in den Tagen unserer Jugend mit eben so zäher Consequenz einem Ziele nach, das wir uns selbst gesteckt und von dessen Erreichung wir das Glück unseres Lebens abhängig dachten. Und während wir danach strebten, ohne ihm einen Schritt näher zu kommen, fanden wir auf dem mühevollen Wege, ohne Lohn und Vergeltung, ein anderes

Glück, schöner, ruhiger und dauernder, als das war, welches wir dort zu finden wähnten, wohin wir nie gelangten. — Unser Herr Gott will uns selber unser Ziel stecken und auf seine Weise glücklich machen, die doch für uns die allein richtige ist! —

Leider blieb es nicht so, wie es war. Wie's oft geht, wenn der Mensch sich einmal recht wohl in seiner Haut fühlt und meint, so wär's ihm recht und könne so bleiben, ging es auch hier. Herrn Müller's Gesundheit wurde schwankend, seine Beschäftigung war für seine Brust zu anstrengend gewesen. Er fing an zu husten und der herbeigerufene Arzt erklärte offen, daß er sein Leben nicht hoch bringen würde, wenn er seine bisherige Beschäftigung nicht aufgäbe. —

Das war freilich gut gesagt, aber womit Frau und Kinder ernähren, wenn sein Verdienst plötzlich aufhörte? — Frau Müller war zwar eine fleißige Frau, aber sehr kränklich und der heranwachsende Junge erforderte immer größere Kosten zum Unterricht. —

Es war eine gar traurige Zeit, die nun über die kleine, zufriedene Familie hereinbrach. Den Sommer über ging's zwar noch erträglich. Herr Müller trank Brunnen und ging fleißig spazieren, was ihm sehr wohl bekam. Seine Frau mußte

nun freilich mehr sorgen und arbeiten, als bisher, aber auch das ging noch leidlich im Sommer, zu welcher Jahreszeit sie sich immer am besten befand. Sie fing einen Lehrcursus im Schneidern an und suchte sich selbst Hausarbeit zu verschaffen. Als jedoch der Herbst herankam, die Zeit der Engagements da war und Herr Müller sich nun wieder fest binden sollte für den langen, schweren Winter, da sank dem armen Manne der Muth. Der Arzt warnte vor Wiederaufnahme des Flötenblasens, er selbst fühlte in seiner Brust nicht mehr die dazu erforderliche Kraft, aber dennoch mußte etwas vorgenommen werden. —

Die Kunden der Frau Müller waren spärlich gekommen. Nur zwei junge Mädchen hatten den Sommer über Theil an dem Cursus genommen und eins derselben war zu arm gewesen, um den vollen Betrag der Kosten bezahlen zu können. — Was blieb dem unglücklichen Familienvater übrig, als mit Aufbieten der letzten Kräfte zu versuchen, den bisherigen Broderwerb wieder aufzunehmen? — Er unterzeichnete also seinen im Frühjahr aufgehobenen Contrakt und damit sein eigenes Todesurtheil. —

Den Winter über vermochte der arme Mann es noch, seiner übernommenen Verpflichtung nach-

zukommen. Obgleich er sich oft sehr schwach und leidend fühlte, riß er sich dennoch immer wieder mit dem Muth der Verzweiflung und dem Bewußtsein der herben Nothwendigkeit heraus und blies allabendlich im Orchester die lustigen Tänze und Melodieen, als gäbe es gar kein Elend und Leid auf der Welt! — Als aber der Frühling mit seinen eisigen Ostwinden und dem ewigen Wechsel der Witterung kam, erlag der unglückliche Mann seiner übertriebenen Anstrengung.

Nach wochenlangen Leiden mußte Frau Müller den armen, pflichtgetreuen Gatten, der ihren öfteren Bitten, sich zu schonen, nur das Eine entgegenzusetzen hatte: „Wovon wollen wir denn leben?" — in der letzten, engen Behausung forttragen sehen, die unserer Aller wartet, und stand nun mit dem zehnjährigen Knaben hülf- und mittellos da in der weiten, großen Welt. —

Otto Berger hatte sich in dieser schweren Zeit recht als treuer Freund bewährt. Das Wenige, das er erwarb, theilte er redlich mit seinen unglücklichen Freunden, bestritt die Erziehungskosten des Kindes fast ganz allein und manche kleine Erquickung, die dem Kranken auf seinem Schmerzenslager wurde, floß aus der dünnen Tasche des gutherzigen Künstlers. Aber ganz ernähren konnte

er natürlich die Familie nicht. Frau Müller, deren geringe Kundschaft durch die wenige Zeit, die sie für dieselbe hatte erübrigen können, sich nach und nach ganz zurückgezogen hatte, war oft am Rande der Verzweiflung. Was jetzt da war, war schon schrecklich, aber wie sollte das werden, was noch kommen mußte? — Die lange Krankheit zu bestreiten, hatte sie nach und nach alle werthvollen Gegenstände ihres kleinen Haushalts verkauft. Das wenige Silberzeug, das sie besaß, hatte sie mit rothgeweinten Augen in's Leihhaus getragen, da sie sich nicht hatte entschließen können, es zu verkaufen und heimlich, vielleicht ohne es selbst zu wissen, auf einen glücklichen Zufall hoffte, der sie aus ihrer Noth reißen könnte. — Dem Silberzeug waren das Leinen, dann die Betten gefolgt und als das Letzte fort und nichts mehr zu verkaufen oder zu versetzen war, hatte der Herr Gott geholfen und die Leiden des unglücklichen Mannes beendigt, dem ja doch nicht zu helfen gewesen. —

Damit waren zwar die Kosten der Krankheit beendigt, aber was jetzt beginnen? — Sie suchte etwas mit feiner Wäsche zu verdienen und es gelang ihr auch so weit, daß sie nicht in die äußerste Noth verfiel und nicht gezwungen war, das Mit-

leid Anderer in Anspruch zu nehmen, da Herr Berger sie nebenbei, so viel es ihm selbst möglich war, unterstützte. —

So ging wieder fast ein Jahr hin. Die arme Frau war oft leidend, und sie hatte nicht die Mittel, sich Linderung, geschweige denn Hülfe für ihre Leiden zu verschaffen. War's ein Wunder, wenn der Muth sie oftmals verließ, der sie bisher noch aufrecht erhalten, und sie trübe und düster in die Zukunft blickte, die ihr nicht einmal Hoffnung auf einstiges Besserwerden bot? —

Aber, — es ist ein schönes und wahres Wort, daß, wo die Noth am größten, Gottes Hülfe am nächsten ist! —

Frau Müller hatte sich zu einer Freiwohnung in einem wohlthätigen Stift gemeldet, das in diesem Winter von einem reichen, edeldenkenden Manne gegründet war, in dem nur „verschämte Arme" untergebracht wurden, Leute aus besseren Ständen, die durch unverschuldetes Unglück in Elend gerathen und der Mildthätigkeit dieses Menschenfreundes werth waren.

Frau Müller war eine der Ersten, die sich bei demjenigen gemeldet hatte, welcher über die Vertheilung der Freiwohnungen zu bestimmen befugt war. — Es war ein alter, ehemaliger Be-

dienter des Stifters, dem dieser den ehrenvollen und segensreichen Posten eines Intendanten übertragen hatte, an den sich Hülfsbedürftige wenden konnten und der sich dann nach ihren Schicksalen und Lebensverhältnissen sorgsam erkundigen mußte. —

Otto Berger hatte der armen Wittwe in einer Familie Erwähnung gethan, deren Kinder er unterrichtete, und diese empfahl sie, seinen Bitten zufolge, dem Intendanten, mit welchem sie bekannt war, der, nachdem seine über sie eingezogenen Erkundigungen mit den Aussagen jener Familie übereinstimmten, ihr eine Freiwohnung in dem Etablissement gab, das sie nun zusammen mit ihrer Schwester bezog.

Diese, ein ältliches und nicht besonders liebenswürdiges Mädchen, besorgte den Putz einer kleinen Anzahl ebenso ältlicher, über die Ansprüche jüngerer Mitschwestern bereits erhabenen Damen und verdiente sich also das Wenige selbst, dessen sie zu ihrer einsamen Existenz bedurfte. Frau Müller erhielt noch nebenbei aus der Privatkasse des reichen Mannes ein kleines Sümmchen jährlich baar ausgezahlt, von dem sie einen Theil ihrer geringen Bedürfnisse mit bestreiten konnte. Das Wenige, das die feine Wäscherei abwarf,

half auch mit und so fand sich denn die arme Frau, nach den letzten, so kummervoll durchlebten Jahren, jetzt so glücklich und sorgenfrei, daß sie oft kaum glauben konnte, es sei wirklich wahr. —

Als Herr Berger, der ja auch ein wenig mit geholfen hatte bei dieser glücklichen Wendung ihres Geschicks, sie zum ersten Mal in ihrer neuen Wohnung besuchte, führte sie ihn mit strahlendem Gesichte in ihren vier Wänden umher, zeigte ihm ihre zwei hübschen Zimmer, eine nette, saubere Küche, ein Stückchen Gartenland, in dem sie nicht allein ihre Gemüse bauen, sondern auch noch ein Paar Blumen ziehen konnte, die sie so sehr liebte.

„Sehen Sie, guter Berger", sagte sie mit einer vor innerer Rührung zitternden Stimme, „dies Alles gehört mir und meiner Schwester. Gleich uns, wohnen hier noch zweihundert Andere, ebenso Hülfsbedürftige, und genießen ein Glück, worauf wir Alle schon verzichtet hatten. Wenn ein Mensch so vielen Segen um sich verbreitet, so viele Thränen trocknen und so viele Unglückliche trösten kann, müssen wir da nicht den Herrn preisen, der so große Glücksgüter in so würdige Hände gelegt hat?" —

Mit diesen Worten führte sie ihn in ihr Wohnzimmer zurück, das zwar nicht die volle Be-

quemlichkeit ihrer früheren Wohnung, aber noch genug aus alter Zeit übrig behalten hatte, um sich wohnlich in ihr zu fühlen.

Vor den Fenstern standen blühende Topfgewächse in reinen weißen Töpfen, der Kanarienvogel zwitscherte lustig in seinem Bauer, den zu verkaufen Frau Müller sich selbst in den Tagen der größten Noth nicht hatte entschließen können. Die ganze Wohnung blitzte von Sauberkeit und Accuratesse und die Wittwe sagte, indem sie den Blick ihres bewährten Freundes dem ihrigen zu folgen zwang, welcher auf zwei Portraits haftete, die in dünnen, schwarzen Rahmen über dem Sopha hingen:

„Betrachten Sie diese beiden Bilder mit gehöriger Andacht, mein Freund! Es sind die Portraits der edelsten Menschen, die ich kenne. Am Tage nach unserem Einzuge in diese Wohnung brachte die Gattin des vortrefflichen Mannes sie uns selbst, die nicht nur die Mitgenossin seines Reichthums und Ansehens, sondern auch die Gehülfin bei dem großen und schönen Werke ist, das er gegründet hat.“ —

Herr Berger betrachtete die Brustbilder zweier nicht mehr junger, aber sehr stattlicher Personen, Züge von großer Schönheit und Noblesse, etwas

Imponirendes, man könnte sagen Fürstliches in dem ganzen Schnitt und Ausdruck derselben, aber von solcher Freundlichkeit und solchem Blicke, so voll von Menschenliebe und Milde, daß er sich nicht enthalten konnte, zu sagen:

„Das müssen ausgezeichnete Menschen sein, in der That, meine liebe Freundin! — Auch wenn sie nicht diese Freistätte des Elends gestiftet hätten und wir wüßten nichts von ihrem Leben und ihren Thaten, so würde ein Menschenkenner es diesen Zügen und Blicken gleich ansehen, daß eine schöne Seele in diesem schönen Leibe wohnt".

Herr Berger war sehr zufrieden mit dieser Exklamation. Wir wissen bereits, daß er es sehr liebte, in gewählten Ausdrücken zu reden, und er fand nun diese kurze, anerkennende Rede so wohlgelungen, daß er sie wörtlich wiederholte, als Fräulein Julchen, die Schwester der Wittwe Müller eintrat, welche einen kleinen „Faible" für Herrn Berger hatte, einmal weil er wirklich ein ganz vortrefflicher Mensch war, zweitens und hauptsächlich (wie wenigstens der selige Herr Müller behauptete) weil er „noch zu haben" war. Da jedoch Herr Müller ein großer Spötter und von dem schönen Geschlecht von jeher wegen seiner spitzen Zunge gefürchtet war, so wollen wir diese

Behauptung nur als ein „on dit“ mittheilen und durchaus nicht verbürgen. —

Fräulein Julchen war ein sehr respektables Frauenzimmer und Herr Berger behandelte sie stets mit der ihr gebührenden Hochachtung, wenn er sie hin und wieder bei ihrer Schwester traf. Im täglichen Zusammenleben mochte sie wohl nicht allzu bequem sein, aber Frau Müller war herzensgut und so ging es recht leidlich mit ihnen.

Der kleine Rudolph, welcher jetzt schon lange nicht mehr „der kleine Rudolph“ heißen konnte, sondern vielmehr ein großer, hochaufgeschossener Junge geworden war, der sich mit Riesenschritten den bedenklichen Flegeljahren näherte, an welcher Klippe so mancher liebenswürdige Jüngling scheitert, hatte ein Nebenkabinett als Schlafzimmer bekommen, nahm Unterricht in einer Schule untergeordneten Ranges, die indessen ein tüchtiger Lehrer führte, und lernte sehr fleißig, so daß er stets die besten Zeugnisse und die wenigsten Strafzeichen mit nach Hause brachte, zur größten Freude seiner Mutter und Berger's, welcher den Knaben wirklich wie ein Vater liebte.

Da er hübsch zeichnete und von jeher große Lust zum Malen gezeigt hatte, schlug der Lehrer eines Tages der Wittwe Müller vor, ihn bei einem

Photographen als Retoucheur unterzubringen, wenn er aus der Schule käme und sich einem Beruf widmen sollte. Anfänglich müsse er sich natürlich sehr klein einrichten, bei einem Anfänger anzukommen suchen, bis er die nöthigsten „Kniffe weg habe.“ — Später könne er zu einem besseren Photographen gehen und nach einigen Jahren vielleicht selbst ein Atelier anlegen, wozu keine große Baarschaft gehöre und ein Geschäft sei, das seinen Mann ernähre, besonders in jetziger Zeit, wo nicht nur Hinz und Kunz sich photographiren ließe, sondern selbst die Geister — und das sei doch eine ausgebreitete Kundschaft. —

Frau Müller behielt sich vor, diesen Vorschlag reiflich zu überlegen und erst ihren treuen Rathgeber Berger um seine Meinung zu fragen, die maßgebend für sie war. Beim nächsten Besuch des kleinen Violinisten kam nun dies Objekt zur Sprache und Berger, der schon oft an den Augenblick gedacht hatte, der immer näher kam, wo der Knabe sich einen Beruf wählen, ein Handwerk oder eine Innung ergreifen mußte, wofür er ihn viel zu gescheut und gut hielt, fand diesen Gedanken ganz „famos“. —

„Wer selbst eine Künstlernatur ist“, sagte er pathetisch, „kann nur dazu rathen, daß ein

junger, talentvoller Mensch das ihm anvertraute Pfund verwerthet, und wir wollen hoffen, daß es ihm bessere Zinsen trägt, als mir bis jetzt!"

Als nun Rudolph selbst gerufen und ihm dieser Plan vorgeschlagen wurde, da war die Freude groß. Er hatte sich stets sehr für diese Kunst interessirt und der Gedanke, sie selbst einst zu üben, erfüllte sein jugendliches Herz mit den kühnsten Hoffnungen. Er sprach sie auch gleich mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit aus und Herr Berger sagte darauf mit der großen Entschiedenheit, mit der er immer zu sprechen pflegte und die bei seinem kleinen, unproportionirten Körper oftmals höchst komisch klang:

„Gewiß, liebe Frau, unser Rudolph muß ein Künstler werden und ein rechter, echter dazu! Sie sollen sehen, es wird ihm gut in der Welt gehen und Sie werden bald die schönsten Bilder von seiner Hand verfertigt erblicken. Lassen Sie uns Beide nur dafür sorgen, daß wir uns während der Zeit, die zwischen heut' und jener Stunde liegt, so gut wie möglich conserviren, damit unsere Portraits die ersten und schönsten werden, die der Blitzkerl macht!" —

Fräulein Julchen war darüber zugekommen und hatte die letzten Worte gehört.

„Also nur wir Beide?“ fragte sie etwas spitzig, „ich dächte, wir sind hier doch zu Dreien! — Nun, sorgen Sie Beide nur in Gottes Namen dafür, ich werde es schon auf eigene Hand thun und wir wollen sehen, wer sich von uns am besten conservirt!“

Hätte sie bei ihrer täglichen Toilette oder den vielen sonstigen Gelegenheiten, die eine Dame findet, sich im Spiegel zu besehen, wenn sie sie nämlich sucht, — einmal einen ernsten, prüfenden Blick hineingeworfen, um sich aufrichtig von ihrer Schönheit zu überzeugen, so würde sie bald gefunden haben, daß von einem „Conserviren“ nicht mehr die Rede sein konnte, sondern von einer bedeutenden Verschönerung, um nur ein leidliches Portrait abzugeben. Da sie dies aber nie that und nie zugeben wollte, daß Vergänglichkeit das Loos alles Schönen auf Erden sei, so blieb sie in der süßen Selbsttäuschung, sie sei eine wohlconservirte Dame und noch lange nicht genöthigt, zu „verzichten“. —

Nachdem nun im Familienrath einstimmig beschlossen worden, der Junge solle vorläufig das Retouchiren erlernen, benutzte dieser jeden freien Augenblick, um sich im Zeichnen und Malen zu üben und als er nach einigen Jahren wirklich Unterkommen bei einem Anfänger in dieser edlen

Kunst gefunden hatte, der ein kleines Atelier und eine noch kleinere Kundschaft, aber großen Muth besaß, auf kommende Dinge zu warten, da nahm ihn Berger zu sich und gab ihm die kleine Kammer neben der seinigen unentgeltlich, wie er sie selbst von der gutherzigen Frau Mein bekommen, die stets großes Mitleid mit der armen Wittwe gehabt und sie durch Herrn Berger oft heimlich unterstützt hatte, so gut sie es selbst vermochte. —

So war's gekommen, daß Rudolph sein Logis mit dem väterlichen Freunde theilte und durch ihn auch öfters mit der freundlichen Frau Mein und deren munteren Enkelin zusammenkam.

Luise war etwa vierzehn Jahre alt, als Rudolph in's Haus ihrer Großmutter zog und Herrn Berger stets hinunter in's Wohnzimmer begleitete, so oft dieser selbst hinabging. Luise war sehr erfreut über diesen Zuwachs ihrer kleinen Bekanntschaft, und da Rudolph recht artig Violine spielte und sie selbst bereits nette Fortschritte auf dem Piano gemacht hatte, so vereinigten die beiden jugendlichen Musiker ihre Kräfte und übten sich zusammen manche kleine, hübsche Sachen ein, zur herzigen Freude der Großmutter, die sich gar nicht satt hören konnte und nicht begriff, wie ein Kind,

wie Luise, so schöne Sachen spielen könne. — Sagte nun Herr Berger:

„Geben Sie Acht, Frau Mein, es wird noch weit schöner, wenn die Beiden sich erst zusammengespielt haben!" —

dann sah sie noch erstaunter aus und pflegte oft zu äußern:

„Es ist doch eigenthümlich, was es heut' zu Tage für eine Masse Talente giebt! Als ich jung war, gab's nicht so viel davon; das waren nur Ausnahmen und deßhalb war auch noch 'was damit zu verdienen. Aber jetzt ist jeder Mensch ein Künstler und darum muß einer bei dem anderen sein Brod suchen!"

Worauf der kleine Violinvirtuos so recht ex imo pectore seufzte und erwiederte:

„Wie figura beweist, meine gute Frau Mein! Hätte es außer mir nicht eine solche Masse guter Violinisten gegeben, ich äße wahrlich mein Brod anders, als jetzt. Aber trotzdem mein Talent sich noch immer nicht Bahn gebrochen hat, wie es sollte und könnte, bereue ich nie, mein Leben der edlen Musika geweiht zu 'haben, denn die Kunst verschönt dasselbe und erhält dem Geist und Körper die Frische der Jugend!"

Der arme Otto Berger hatte zwar nie an

zu großer Jugendfülle zu leiden gehabt und das Wenige, das er vor Zeiten besessen, war schon lange unter den Mühen und Sorgen um's tägliche Brod spurlos verschwunden. Frau Mein konnte sich nie eines ironischen Lächelns erwehren, wenn der kleine Mann mit den fahlen Wangen und den kahlen Schläfen von „Erhaltung der Jugendfrische" sprach, was er oft und gern that. Aber sie war viel zu gutmüthig und rücksichtsvoll, um ihm nur die Ahnung von solchen Gedanken zu geben, die den kreuzbraven Menschen an seiner empfindlichsten Stelle gekränkt hätten. Sie ließ ihn also ungehindert von der vortrefflichen Wirkung der schönen Künste auf Leib und Seele reden und gönnte ihm aufrichtig diese Selbsttäuschung, ohne die er sich sehr unglücklich gefühlt haben würde.

Bei Rudolph und Luise bewährte sich diese Tendenz im besten Sinne. Das Kind wuchs zusehens zu einem hübschen, frischen Mädchen heran, weniger zwar durch ihre Künstlerschaft, denn sie besaß keinerlei Talent, spielte nur mit Lust und eingeübter Fertigkeit und hatte eine liebliche, helle Stimme, wenn sie die kleinen Lieder sang, welche Herr Berger sie gelehrt. — Aber es war eine ursprüngliche Frische und Kraft in dem ganzen Wesen, ein Kern von Gesundheit und Lebensmuth

in dem heranwachsenden Mädchen, daß man sich nicht wundern konnte, wenn Geist und Körper gleichen Schritt in der Entwickelung hielten.

Unter der Obhut und Leitung einer so verständigen Frau, wie Frau Mein war, mußte sie ein fertiges, abgerundetes Ganze werden, wie man es nicht allzu oft findet, besonders in unserer Zeit, wo Halbheit, Verzärtelung und Frühreife die Schäden sind, an welchen unsere Jugend zu Grunde geht. — Sie hatte guten, gründlichen Schulunterricht genossen und manche weibliche Fertigkeit erlernt, aber weder den Kopf mit dem Ballast unnöthigen Wissens, noch das Herz mit den gefährlichen Phantasieen und Träumereien erfüllt, die junge Gemüther so leicht aus den frivolen und leidenschaftlichen Romanen saugen, welche leider schon oft den Kindern in die Hände gegeben werden, denen noch die Urtheilskraft fehlt, das Ueberspannte der dargestellten Verhältnisse, die Unnatur der geschilderten Charaktere und die Gefahren zu begreifen, die das Lesen solcher Bücher mit sich bringt.

Wie viel besser würde es in vielen jugendlichen Herzen aussehen, wie viel zufriedener mit dem Leben und den Menschen, mit denen sie doch verkehren müssen, würden sie sein, wenn ihnen das

zu frühe Romanlesen entzogen würde; wenn ihnen anstatt der schmackhaften, aber ungesunden Speise, die dadurch dem jungen Geist zugeführt wird, die gesunde, kräftige Kost einer passenden Lektüre gereicht würde, an welcher ihr innerer Mensch erstarken und reif werden könnte, um dann, mit den nöthigen Kräften versehen, durch größere oder kleinere Erfahrungen gereift, jene süße, entnervende Speise genießen zu können, welche nun ihre Schädlichkeit verloren hat. —

Es ist ein feines, aber sicher wirkendes Gift, das so in die Adern der Jugend geträufelt wird, allmählig um sich greift, die gerade Richtung der Gedanken und Gefühle verschiebt, jene mit glühenden, unwahren Bildern erfüllt, diese auf eine unnatürliche Höhe hinaufschraubt und die Phantasie in die schlüpferigen Pfade willkürlicher Träumereien drängt, welche Menschen erschafft, die nicht existiren, Verhältnisse, die im wirklichen Leben unhaltbar sind, ein Glück ersehnen läßt, das nicht zu finden ist und der jungen Seele einen Ekel vor der Wirklichkeit einflößt, die nackt und todt ist gegen die reizenden Bilder ihrer Phantasie. —

Wie manche Ehe würde ganz anders ausfallen, ohne diese frühreifen Träume! Wie manches Mädchen würde die allerdings schweren Pflich-

ten einer Hausfrau und Mutter leichter erfüllen, würde Freude am stillen Wirken am engen, häuslichen Herde, in Erfüllung ihrer tausend kleinen Obliegenheiten und Glück, aber wirkliches, reales, dauerndes Glück finden in dem Besitz eines Gatten, der freilich nur ein Mensch ist mit menschlichen Schwächen und Schicksalen, aber kein wunderbar schöner, edler und unglücklicher Romanheld, der aus Liebe stirbt oder wenigstens Herd und Heimath verläßt, Alles aus lauter wunderbarer Liebe; — der seine Frau wohl auf seine Weise liebt, ihr zu Gefallen thut, was er mit seiner Pflicht und seinem Vermögen verträglich findet, aber keine Lust hat, weder sieben Jahre um sie zu werben, wie Jakob um Rahel, noch für sie zu sterben, wie die Helden der rührenden Romane. —

Wie manches Weib, gleichviel ob Mädchen oder Frau, würde sich mit den kleinlichen Begebenheiten des täglichen Lebens begnügen, würde schaffen und streben, ob nun am Herde einer größeren Familie oder am einsamen Herde der Jungfrau, rathen und helfen mit gesundem Blick und richtigem Takt, den Platz ausfüllen, auf den Gott sie gestellt hat und einst ihr Leben still und zufrieden dem wieder zurückgeben, der es ihr geschenkt, mit dem Bewußtsein, seine Bestimmung erfüllt zu

haben; — während jene beklagenswerthen Geschöpfe mit dem Herzen voll Idealen und dem Kopf voll Thorheiten immer getäuscht und unbefriedigt umhergehen, bis die Jugend verfliegt, aber nicht die Illusionen derselben, und das arme Herz älter und endlich alt wird, ohne Ruhe und Glück gefunden zu haben, auf das es die Hoffnung so schwer und nach dem es die Sehnsucht nie aufgiebt! —

Kann es uns Wunder nehmen, wenn bei solchem aufreibenden inneren Leben die Gesundheit leidet, der Körper sich nicht ordentlich entwickeln und kräftigen kann und Schwäche und Nervösität immer mehr um sich greifen? — Muß nicht dieses rastlose Schwanken zwischen Wachen und Traum, zwischen Suchen und Finden die Behausung einer so schwachen Seele auch schwach machen, daß sie den andrängenden Stürmen und Wogen nicht gewachsen ist, die das Leben mit sich bringt! —

Luise kannte von Alledem nichts. Sie war leiblich und geistig gesund und hatte weder die Frische ihrer Wangen, noch die Elastizität ihres Geistes bei diesen frühen Schwärmereien eingebüßt. Sie stand so recht mitten im Leben, das sie zwar nicht kannte, aber es liebte und ordentlich genoß, weil es ihr schön dünkte und sie nie darüber nachgedacht hatte, worin dieser Reiz bestünde. Sie

liebte alle Menschen, denn sie kannte nur wenige und diese waren stets gut gegen sie gewesen: ihre Gespielinnen, ihre Lehrerinnen, die alte, gute Großmutter und Herr Berger, der ihr manchmal so hübsche Geschichten erzählt hatte und die Violine so schön zu spielen verstand. Die Fremden, welche den Laden besuchten und von den Blumen kauften, die das Kind so sehr liebte, sprachen auch stets freundlich mit ihr, wenn sie hinter der Großmutter hergelaufen war und die unbekannten Leute neugierig anschaute. Später, als sie größer geworden und schon dann und wann selbst verkaufen konnte, wenn Frau Mein abwesend oder krank war, hatte sie immer nur freundliche Gesichter gesehen, und die, welche es nicht waren, fielen ihr auch nicht weiter auf.

Seit Rudolph in's Haus gekommen war, hatte ihr Leben noch mehr gewonnen. Er trieb, wie bereits erzählt, Musik mit ihr, las ihr dann und wann vor, Beides freilich nur selten, denn der arme Junge hatte nur wenig freie Zeit und wenn er sie hatte, ging er hinaus zu seiner Mutter, für die es stets ein Festtag war, wenn er kam. War's aber einmal sehr schlechtes Wetter oder er zu müde, den weiten Weg zu ihr hinaus zu machen, so kam er hinunter in's trauliche Wohn=

zimmer der Frau Mein und das waren dann für Luisen Festabende. Sie freute sich daher immer, wenn's recht stürmte und nur so vom Himmel herabgoß, denn dann blieb Rudolph zu Hause und der Großmutter war das auch recht. —

Wer an solchen Abenden einen Blick in das kleine Zimmer hinter dem Blumenladen geworfen hätte, dessen einziges Fenster auf einen Hofplatz hinausging, wo ein Lohgerber wohnte und die halb und ganz trockenen Felle hingen, — wahrlich keine schöne Perspective! — die Großmutter und Herr Berger auf dem kleinen, schmalen Sopha mit dem großgeblümten Möbelkattun überzogen, dessen einst so prächtige Farben auch ihren Tribut der Zeit hatten zahlen müssen, Luise entweder mit einer Näherei beschäftigt, an dem alten viereckigen Tisch sitzend, und Rudolph laut lesend oder Beide musicirend; — wer einen Blick in diese Familie hätte werfen können und einen anderen in die Herzen derselben, dem würde selber froh zu Muth geworden sein über die Zufriedenheit und das Glück, das in ihnen wohnte. Rudolph war eine ebenso frische und kraftvolle Natur, wie die Luisens. Die Leiden und Sorgen, welche seine Familie getroffen, der frühe Tod seines Vaters, die gänzliche Verarmung seiner Mutter hatten nur vorübergehende

Furchen in die spiegelglatte Seele des Knaben gezogen, welche bei der späteren, glücklichen Wendung des Geschicks seiner Mutter ebenso schnell wieder verschwanden, wie sie gekommen, oder noch weit schneller. Sein heiterer Sinn und frischer Lebensmuth vermochten nicht an den trüben Bildern seiner Vergangenheit zu haften und so hatte er alles bereits Erlittene vergessen und hinter sich geworfen, sobald die Gegenwart heiterer zu werden begann.

Otto Berger war bald an die Stelle des verstorbenen Vaters getreten, hatte für ihn gesorgt und ihn lieb gehabt, kaum minder wie jener, so daß der Knabe diesen fühlbaren Verlust nicht so schmerzlich empfand, wie sonst der Fall gewesen wäre. Nicht, daß er den treuen, zärtlichen Vater vergessen hätte! O nein, dafür war sein Sinn viel zu weich und die Mutter sorgte ohnehin dafür, daß das Andenken an einen so braven Mann und Vater im Herzen seines einzigen Sohnes wach erhalten wurde.

Aber diese Erinnerung störte den Frohsinn des Knaben nicht, der, obwohl weit entfernt von der lauten Ausgelassenheit und den wilden Streichen, die Kinder seines Alters so oft und gern ausüben, dennoch sein Leben recht nach Herzenslust genoß. So war er sechzehn Jahre alt geworden und bei

einem Photographen untergekommen, welcher dem fleißigen, talentvollen Knaben bald wenig mehr zu lehren hatte. In Kürze erhielt er in einem anderen Atelier eine bessere Stelle, die ihm so viel oder so wenig abwarf, wie er zu seinem Unterhalt bedurfte.

In wenigen Jahren vertauschte Rudolph diese Stelle abermals mit einer besseren, so daß er sogar seiner Mutter schon etwas abgeben und ihr manche kleine Annehmlichkeit verschaffen konnte, welche sie sich früher hatte versagen müssen. —

Einen zufriedeneren Menschen, als ihn, gab's nicht. Vom Morgen bis zum Abend thätig, immer gleich freundlich, sauber und nett, mußte Jeder, der ihn mit seinem frischen, fröhlichen Gesicht und der Fülle dichter brauner Haare sah, die seine freie Stirn umgaben, ihm gut sein und Frau Müller dankte oft mit den süßen Thränen des Mutterglücks dem Himmel für solchen Sohn. Daß Berger seine herzige Freude an dem wohlgerathenen, jungen Manne hatte, Frau Mein immer ihr freundlichstes Gesicht machte, wenn er kam, und Luise meinte, so nett wäre es noch nie bei ihnen gewesen, wie jetzt, wird Jeder leicht begreiflich finden. —

So standen die Sachen an jenem oben erwähnten Weihnachtsabend, von dem wir eine lange

Abschweifung zu machen genöthigt gewesen, um den Leser mit den Schicksalen, Verhältnissen und Charakteren dieser Menschen bekannt zu machen, unter denen wir uns eine kleine Weile bewegen werden. —

Wir haben Luisen am vorigen Abend bei der Vollendung einer kleinen Handarbeit gesehen, mit der sie morgen ihre Großmutter überraschen wollte. Wir sind ihr sogar in ihr Schlafzimmer gefolgt und haben ihre Skrupel wegen ihrer „Dummheit" belauscht, wie sie ihr Gespräch mit dem Fremden nannte, denn Luise war in diesem Punkt nicht anders, als andere junge Mädchen, denen es zwar nicht weiter auffällt, wenn Jemand sie wenig beachtet, die es aber schwer verschmerzen, wenn sie eine „kleine Gans" genannt werden und man über sie lacht. Daß diese Unruhe noch um einige Grade verschärft wurde durch den Umstand, daß dieser Jemand ein hübscher, feiner Herr war, wollen wir nicht läugnen. Warum auch? — Luise war ja ein junges Mädchen und obwohl vollkommen frei von Coquetterie, nahm sie es dennoch keinem Mann übel, wenn er sie hübsch fand. —

Diese Unzufriedenheit mit sich selbst verdarb ihr den ganzen Tag, denn es war ihr ein ganz unbekanntes Gefühl. Sie hatte mehrere Male

versucht, diese „fatale Geschichte" nochmals mit der alten Frau zu besprechen, um von ihr vielleicht beruhigt zu werden, aber diese hatte zu viel mit ihren kleinen Geschenken und den Vorbereitungen zum heutigen Abend zu thun, um Luisens Anspielungen zu verstehen, und schwieg daher. Dazu war sie heut' den ganzen Tag selbst in Anspruch genommen, von Kaufenden und Kauflustigen, so daß es dämmerig geworden war und endlich Abend, ehe sie sich's versah. Wäre nur der fatale Veilchentopf abgeholt worden! — Aber so blieb sie fortwährend in Spannung, ob der Fremde etwa selbst käme, ihn zu holen, oder wen er sonst schicken würde, wenn er selbst nicht kommen könnte? — Sie schrak daher immer zusammen, wenn die Thüre sich öffnete und war zum ersten Male in ihrem Leben froh, als die Klingel allmählig weniger gezogen wurde und die Käufer in immer längeren Pausen kamen. —

Endlich war's Feierabend und nun konnte sie ihr Tagewerk für beendigt ansehen und ihr Geschäft für geschlossen. —

Drittes Kapitel.

Drinnen im Stübchen sah's heut' Abend gar festlich aus. Frau Mein hatte die Gasflamme auf ganze Höhe geschroben, ein Luxus, den sie sich nur selten erlaubte, und der kleine Raum war wirklich prächtig genug beleuchtet. Außerdem brannten in einer Ecke, dem Ofen gegenüber, in dem ein behagliches Feuer prasselte, an einem Tannenbaum eine Menge bunter Wachslichter, zwischen denen allerlei Kleinigkeiten und Näschereien hingen, untermischt mit vergoldeten Aepfeln, Nüssen und Feigen. Unter dem Christbaum selbst lagen die Geschenke, nicht allein für Luisen, sondern auch für Herrn Berger und Rudolph, der erst später nachkommen konnte, da er immer die ersten Stunden des Festabends bei seiner Mutter zubrachte. Konnte man nun zwar mit der Vertheilung der Geschenke nicht auf den jungen Mann warten, so wurde ihm doch

das Seinige redlich aufbewahrt, die Lichter am Tannenbaum wurden unterhalten und Luise rührte kein Stück der darin befindlichen Herrlichkeiten an, ehe Rudolph ihn zugleich mit ihr plündern konnte. —

Der kleine Künstler war bereits anwesend, als Luise eintrat. Er hatte sich „sehr fein gemacht" und blickte von Zeit zu Zeit etwas wohlgefällig und mit seinem äußeren Menschen zufrieden in einen kleinen, dem Sopha gegenüber hängenden Spiegel, welchen Platz er vorzugsweise wählte.

Frau Mein hatte bereits einige Male, dieser Schwäche des braven Mannes Vorschub leistend, mit gutmüthigem Lächeln gesagt:

„Ei, ei, Herr Berger, wie schmuck Sie heut' Abend wieder aussehen!" worauf er behaglich sein spitzes, sorgfältig rasirtes Kinn und seinen dünnen Schnurrbart streichelte und antwortete:

„Es ist ja auch nicht alle Tage Weihnachtsabend, meine gute Frau!"

Als das junge Mädchen in's Zimmer trat, ging es sofort auf den alten, treuen Freund zu, reichte ihm freundlich die Hand und sagte, indem es ihn mit affektirter Verwunderung vom Scheitel bis zur Zehe musterte:

„Potztausend, Herr Berger, wie kommen Sie mir vor? Sie sehen ja aus wie ein Bräutigam!" —

Herr Berger drückte die kräftige, aber wohlgeformte Hand des jungen Mädchens ein wenig mit seinen mageren Fingern und erwiderte, sein armes Schnurrbärtchen noch unbarmherziger maltraitirend:

„Warum nicht, Du kleiner Naseweis? — Was nicht ist, kann noch werden!" —

Er sah aber dabei aus, wie innerlich illuminirt, so sehr freute ihn diese einstimmige Anerkennung von Mutter und Tochter. —

Nun ging's an's Austheilen der Geschenke. Es waren lauter Kleinigkeiten oder nothwendige Kleidungsstücke. Frau Mein hatte für Luisen eine sehr kleine Mantille von dünnem, schwarzem Taffet gekauft, dazu ein leichtes Sommerkleid, ein buntseidenes Band zum Sommerhut und ein Paar Zeugstiefel. Man sieht, daß Frau Mein „Rechnung mit dem Wirth" machte und nichts Ueberflüssiges ausgab. Luise war seelenvergnügt über diese schönen Sachen, besonders aber entzückt von der Mantille, die sie sich schon lange gewünscht hatte. Sie hing sie sich auch gleich um und stolzirte damit im kleinen Gemach auf und nieder, strich sie in gehörige Falten und besah sich dann selbst von allen Seiten.

„Wie ein Pfau, der ein Rad schlägt", sagte die Großmutter und lachte selbst vor Freude mit.

Herr Berger hatte für sie ein Heftchen neuer Lieder gekauft, über die sie sich sehr freute, dazu eine kleine Broche von blauer Emaille, die erste, die sie bekam, und nun wurde der Jubel erst recht groß. Für Frau Mein hatte er einen Kragen nebst Manschetten bestimmt; sie waren freilich etwas altmodisch und nicht besonders geschmackvoll, aber die alte Frau war viel zu gut, ihn etwas davon merken zu lassen. Luisens Häubchen wurde sehr bewundert und ein Dutzend feiner Frühstücksservietten, die Luise sich von ihrem Taschengelde während des ganzen Jahres abgespart hatte, entzückten die Wittwe dergestalt, daß sie ein über das andere Mal ausrief:

„Nein, seht doch diese zierlichen Dingerchen mit den krausen Fransen, wie nett und fein! — Die bekommt man jetzt auch allenthalben, wo man eine Tasse Thee trinkt oder ein Butterbrod nimmt und ich wollte mir schon lange selbst welche kaufen, mochte aber das Geld nicht daran wenden. Hat mir das Blitzmädchen meinen Wunsch aus den Augen herausgelesen, was? — Nun, da wollen wir sie auch heut' Abend gleich einweihen, wenn wir unsere Aepfelkuchen essen!" —

Ich glaube, diese hatten der alten Frau noch nie so gut geschmeckt, wie heut' Abend, trotz-

dem sie behauptete, sie seien eigentlich etwas fett und man müsse sich den Mund reichlich oft abwischen, — worüber Luise ein kleines Lächeln nicht unterdrücken konnte und den Hausfreund fragte, ob er das auch fände? — was dieser natürlich bejahte. —

Es mochte gegen acht Uhr sein, als Rudolph kam. Auch er bekam seine kleine Bescheerung: ein helles Sommerhalstuch von Frau Mein, ein Album für Poesieen von Berger und das bereits erwähnte blanke Zündhölzerdöschen von Luisen. —

„Ein anderes Mal bekommst Du mehr, Rudolph", sagte diese sehr freundlich, „aber dies Jahr war totale Ebbe in meiner Kasse. Nächstens, hoffe ich jedoch, wird wieder Fluth in ihr und dann sollst Du auch mit davon profitiren." —

„Ja, das ist auch kein Wunder", sagte die Großmutter, „in einem Dutzend so feiner Leinwandservietten steckt ein kleines Capital. Sieh' nur, Rudolph, die habe ich von dem Mädchen bekommen! Wenn nun Deine Mutter und Tante Julchen einmal Thee bei mir trinken, lege ich sie ihnen auf, das kannst Du ihnen nur sagen." —

Jetzt packte auch der junge Mann seine Herrlichkeiten aus, mit einem so freudestrahlenden Gesicht, daß Luise ihm etwas naseweis über die Schultern guckte und sagte:

„Nun, Du machst Dich ja so wichtig, als hättest Du eine halbe Welt zu vergeben?“ —

„Warte, ob es nicht Deine ganze ist!“ gab der junge Mann zur Antwort und reichte Luisen ein viereckiges Packet dar, das die wohlgelungene Photographie ihrer Großmutter im hübschen, blanken Rahmen enthielt. —

Das frohüberraschte Mädchen sprang hoch in die Höhe bei diesem Anblick und wäre dem ebenso glücklichen Geber beinahe um den Hals gefallen, hätte sie nicht in diesem Augenblick die Klingel der Ladenthür gehört, welche ihr die Ankunft eines verspäteten Kunden anzeigte. — Aber wer konnte auch gerade jetzt kommen und ihre Freude im besten Moment stören? —

„Ach, der kann ein Bischen warten“, antwortete Luise der Ermahnung der alten Frau und betrachtete noch einmal die lieben, bekannten Züge, die ihr in sprechender Aehnlichkeit aus dem schwarzen Rahmen entgegenlächelten.

„Aber, Luise, Du lässest ja die Leute zu lange warten“, schalt die Großmutter jetzt mit stärkerem Nachdruck, „bedenke doch, das Geschäft geht vor und nachher kommt die Freude“, — worauf Luise langsam zwar, aber doch gehorsam, die Photographie auf den Tisch legte und hinausging. —

Eben, als sie in den Laden eintrat, fiel die gegenüberliegende Thüre zu, ein Beweis, daß der Käufer fortgegangen war, des langen Wartens müde. Luise lief rasch nach, um den ungeduldigen Menschen zurückzurufen, aber zu spät. Bei der halben Dämmerung, die im Laden herrschte, war es ihr, als sähe sie die langen Zipfel eines grauen Bedientenrockes und das Blitzen eines silbernen Knopfes an demselben. Aber das Ganze war so schnell vorüber, daß das junge Mädchen nicht wußte, war es vollkommene Täuschung oder die Wirkung des matten, unsicheren Lichtes im Zimmer. Solche Kunden betraten den kleinen, abgelegenen Laden so selten, daß Luise sich kaum erinnern konnte, hier je einen so vornehmen Käufer gesehen zu haben, der einen Bedienten hatte.

Es mußte also ein Irrthum sein und sie sich getäuscht haben! — Sie war verdrießlich über sich selber, einen Kunden so lange haben warten zu lassen, bis er fortgegangen war.

„Was wird die Großmutter sagen?" war ihr erster Gedanke.

Mit dieser Frage wollte sie schon wieder in's Wohnzimmer zurückkehren. Sie wollte der alten Frau Alles getreulich beichten, die verdiente Straf-

predigt in Empfang nehmen, dann aber jene herzlich küssen und sagen:

„Das kam nur davon, daß ich Dich so lieb habe!“ — Eben fiel ihr Blick auf einen Gegenstand, der auf dem Ladentisch stand und den sie dort früher nicht bemerkt hatte.

Es war ein glattes, längliches Packet, das ihre Adresse trug.

„Fräulein Luise Mein!“ — „Ja, das bin ich! — Aber was ist das?“ — Sie riß hastig den Umschlag ab und sah ein allerliebstes Kästchen, schwarz, mit den zierlichsten Blumen eingelegt, die wie Perlmutter glänzten und doch keins sein konnten, denn die Blumen waren blau, roth, gelb und grün.

Wie geblendet blieb sie stehen und wollte ihren Augen nicht trauen. „An Fräulein Luise Mein“ wiederholte sie, „an mich und von wem?“ —

Sie öffnete den Kasten und ein feiner Wohlgeruch stieg daraus hervor.

Drinnen, zwischen bunt verziertem, weißem Papier, das wie echte Spitzen aussah, lagen sechs kleine Flacons von verschiedener Farbe und Form, aber eins schöner, als das andere, alle reich vergoldet und mit massiv goldenen Stöpseln. Jedes dieser Flacons trug eine Etiquette. Auf einem

stand: Eau de Rose, auf einem anderen: Eau de Lilas, Eau de Lavande, Eau de Violette und so weiter, Blumen, von denen das Wasser den feinen Duft entlehnt hatte. Ein Zettel lag in Mitten dieses duftenden Wunders. Es standen nur wenige Worte darauf und lauteten:

„Dem lieblichsten Veilchen unter ihren Blumen!" Weiter nichts, kein Wort, kein Zeichen, kein Name, nichts, nichts! —

Luise betrachtete eine ganze Weile dies Kästchen, das wie durch Zauberei hergekommen war und selbst aussah, wie eine Zauberei. Langsam und sinnend ruhten ihre plötzlich ernst gewordenen Augen darauf und sie mußte sich gewaltsam davon losreißen, um zu den Ihrigen zurückzukehren und die Bescheerung zu vollenden, die durch das Kommen und Verschwinden des räthselhaften Fremden unterbrochen worden war, welcher augenscheinlich dies Geschenk hier zurückgelassen hatte.

Rudolph's hübsche Tasse, mit Blumen und reicher Goldverzierung, war währenddem von Frau Mein genugsam bewundert worden, welche von nun an die glückliche Besitzerin derselben sein sollte. Luise gab dem jungen Manne das blanke Döschen und zeigte darauf das räthselhafte Geschenk.

Rudolph's heiteres Antlitz verfinsterte sich zu-

sehens beim Anblick dieses schönen Kastens mit seinem kostbaren Inhalt. Frau Mein besah „das zierliche Ding" von allen Seiten und schien nicht unangenehm davon berührt zu sein. Sie lobte die geschmackvolle Arbeit und den duftenden Inhalt und sagte:

„Für Dich ist es, das ist keine Frage. Von wem es kommt, ist allerdings eine. Wärst du, albernes Mädchen, gleich gegangen, wie wir die Klingel hörten, hättest Du den Geber selbst gesehen und ihn fragen können, was solche Spielerei bedeuten soll. Ich bin nicht sehr für dergleichen Aufmerksamkeiten von Fremden. Man sieht sie doch immer an, als könnten sie Einem erzählen, wer sie gebracht hat. Benutzen kann man sie ohnehin zu nichts. Wenn man's einmal will, legt man sie doch wieder hin und denkt: sie sind zu fein dafür!" —

Diese unzufrieden klingenden Worte wurden jedoch mit einer sehr zufriedenen Miene gesprochen, denn im Grunde ihres Herzens fühlte die gute Frau sich geschmeichelt über diese ihrer Enkelin erwiesene Artigkeit und sie konnte ihre Augen kaum von dem hübschen Dinge abwenden.

Herr Berger schmunzelte behaglich und wiederholte mehrere Male, das junge Mädchen mit Kennermiene betrachtend:

„Das geht nicht anders, gute Frau, wenn man so ein schmuckes Blümchen im Hause hat!" —

Luise setzte endlich ihr anonymes Geschenk bei Seite, nachdem Alle es gehörig betrachtet hatten, und nahm das Bild ihrer Großmutter wieder zur Hand, verglich es prüfend und sichtbar erfreut mit dem lieben Original, lobte es und sprach sehr viel, aber sie war und blieb zerstreut.

Rudolph war um den herzlichen Dank gekommen, der ihm sonst unfehlbar geworden wäre, und konnte trotz aller Mühe, sein Mißbehagen zu verbergen, sich nicht verhehlen, daß er sich weit mehr Vergnügen von diesem Weihnachtsabend versprochen, als gefunden hatte. Es lag wie ein Alp auf dem Herzen des jungen Mannes, er wußte selbst nicht, woher dieser Druck kam. Er war mit großer Eile hierher gekommen, fast gelaufen war er den ganzen weiten Weg von der Wohnung seiner Mutter, bis hierher, trotz der feinen Schneeflocken, die der Sturm ihm in's Gesicht trieb. Er wußte, daß er Luise eine große Freude mit dem Bilde der alten Frau machen würde und hatte deßhalb mit einigem Behagen an die Stunden gedacht, die er heut' Abend in dem kleinen Familienkreise verleben würde, dem er die lieblichsten Erinnerungen seines bisherigen Lebens verdankte. Er wußte, daß ein

Paar leckere Aepfelkuchen für ihn im Ofen warm gehalten wurden, daß, wenn er da war, Frau Mein eine delicate Bowle bereitete und Luise den Christbaum nicht eher plünderte, als bis er mithelfen konnte. Sein zufriedenes Herz hatte stets an diesen kleinen Aufmerksamkeiten so volles Genüge gefunden, daß er gar nicht begriff, wie man sich andere und kostspieligere Weihnachtsfreuden wünschen konnte und die Menschen so viel unnützes Geld an diesem Abend vergeuden, ohne so glücklich zu sein, wie er mit seinem wenigen.

Auch heut' Abend hatte er Alles genau so gefunden, wie er es gewohnt war und zu finden gehofft hatte. Frau Mein setzte ihm wieder die schönen, warmen Aepfelkuchen auf, deren Duft seine Nase schon angenehm getroffen hatte, ehe sein Gaumen sich an ihrem Genuß delektirte. Das Wasser zu der bekannten Bowle kochte und brodelte und der Tannenbaum stand noch unberührt und im vollsten Lichterschmuck da. Wie kam's nun, daß der junge Mann mit einem Unbehagen die leckeren Kuchen verzehrte, das ihm bisher völlig fremd geblieben war? — Selbst die zierliche, schneeweiße Serviette mit den krausen Franzen, die ihm Frau Mein auch aufgelegt hatte, „um sie gut einzuweihen", vermochte seinem Lieblingsgebäck nicht den Geschmack

zu verleihen, den es sonst immer für ihn gehabt hatte. Er verzehrte nur einen und ließ den Rest stehen, was auch noch nie geschehen war.

Er habe bei Mutter und Tante zu viel gegessen, meinte er, als die alte Frau, auf die nachgelassenen Kuchen deutend, gefragt hatte:

„Nun?“ —

Er steckte sich nun mit einem Zündhölzchen aus Luisens blanker Dose eine Cigarre an, aber der Verkäufer mußte ihn damit betrogen haben, denn er fand sie abscheulich, trotz Luisens Versicherung, „sie röche vortrefflich.“ —

Mittlerweile war auch der Punsch fertig und gekostet und obwohl er viel zu rücksichtsvoll gegen seine freundliche Wirthin war, den Tadel auszusprechen, den sein Gaumen machte, so wollte doch sein Glas nicht leer und sein Gesicht nicht wieder so hell und heiter werden, wie ein Paar Stunden vorher. Der Kasten mit dem feinen Duft und den zierlichen Fläschchen hatte ihn unbeschreiblich geärgert. Er zweifelte keinen Augenblick, daß er von einem Verehrer Luisens gekommen war. Aber er schwieg über seine Vermuthung, heimlich entschlossen, Luisens Verdacht in eine andere Bahn zu lenken, wenn sich Gelegenheit böte. Wozu brauchte sie auch die Wahrheit zu erfahren? —

Verstohlen, aber fast unablässig, betrachtete er das liebliche Gesicht des jungen Mädchens, um zu prüfen, ob sie wirklich so schön sei, daß ein vornehmer Herr sich in sie verlieben könne, denn der Geber eines so kostbaren Geschenks mußte natürlich selbst reich sein! — Zum ersten Male in seinem Leben fiel es ihm ein, daß es doch herrlich sein müsse, reich zu sein und so theuere Sachen verschenken zu können. Das Bild der Großmutter, das ihm schon lange vorher und heut' Abend noch ein so hübsches, passendes Geschenk geschienen hatte, daß er fast stolz auf diese Idee gewesen war, däuchte ihm jetzt so klein, so arm, so unschön im Vergleich zu dieser Kostbarkeit, die ein Fremder ihr gegeben, die wenigen Worte, die das Kästchen enthalten hatten, so zart, so sinnig, es lag eine so feine Huldigung darin, daß er sich wiederholt einen Esel schalt, nie auf den Gedanken gekommen zu sein, dem jungen Mädchen etwas Aehnliches zu sagen, da das doch so auf der Hand lag, — und dies Alles zusammengenommen störte seine Weihnachtsfreude sehr. Im Inneren wünschte er sehnlich, sie möchte nicht so hübsch, so reizend sein, wie sie wirklich war. Er konnte sich selbst nicht begreifen, daß er nie vorher bemerkt hatte, welch' ein Reichthum von herrlich glänzenden Haaren ihren Kopf

schmückte, wie edelgeformt die Nase, wie schön der Mund war; wie die großen, braunen Augen so freundlich lächeln und so verständig drein schauen konnten und ihre Figur und alle Bewegungen solches Ebenmaß, solche Elasticität und Grazie besaßen, wie man sie nur selten findet. —

Er betrachtete lange und kritisch diese Reize, die ihm heut' erst klar geworden waren. Er suchte nach etwas Unschönem, Ungraziösem an ihr, er sehnte sich förmlich danach, etwas Tadelnswerthes zu finden, aber umsonst. Es war eine vollkommene Harmonie in dem Ganzen, die auch nicht den leisesten Mißton zuließ. Und er seufzte so recht von Innen heraus, als er sich dies eingestehen mußte, der heitere, sorglose, zufriedene Jüngling! —

Der erste Seufzer der Unzufriedenheit ist ein garstiger Gesell, denn er kommt selten allein. Es geht damit, wie mit dem ersten weißen Haar. Es steckt an und wenn man nicht sorgsam darauf Acht hat, es zu entfernen, so verbreitet es sich schnell und mischt immer mehr Silber unter die dunklen Haare. Achte daher auf den ersten Seufzer der Unzufriedenheit und des inneren Unbehagens und lass' nicht den Feind ein in das unbewachte Herz! — Einer folgt bald dem anderen und die Mißstimmung wächst mit reißender Schnelligkeit

und verdrängt unbemerkt, aber sicher den Frieden der Seele und die Ruhe des Gemüths!

Rudolph achtete nicht darauf und sein Unbehagen wuchs immer mehr. Er wurde stiller und einsilbiger, so daß Frau Mein es bald bemerkte und mit dem mütterlichen Tone, den das Alter so gern der Jugend gegenüber annimmt, fragte:

„Nun, was hat denn der Junge? Sitzt er da nicht vor dem vollen Glase, als ob ich ihn auch mit dem Punsch betrogen hätte, wie sein Verkäufer mit der Cigarre! — Trink doch und iss', Rudolph, und lass' den Kopf nicht hängen! Was ist denn eigentlich los, he?" —

Rudolph fuhr empor und that einen herzhaften Schluck.

„O, nichts, gute Frau Mein!" antwortete er, „ich habe nur ein bischen Kopfweh. Ich bin stark gegen den Wind gelaufen und drinnen bei der Mutter war es wieder tüchtig warm. Das hat nichts zu sagen und wird schon wieder vergehen." —

„Ei, ei," schalt Frau Mein mit gutmüthigem Ton, „was schwatzt der Junge da für albernes Zeug! Kopfweh! — Warum nicht gar? — Haben Mücken auch einen Rücken? — Solch' ein junges Blut muß noch nichts von Weh verstehen, gleichviel, wo's sitzen soll! Kopfweh hin, Kopfweh her! —

Singt und spielt, Kinder, das vertreibt die Grillen und setzt den dummen Kopf wieder zurecht. Das Mädchen sitzt auch da, als könnte es den Mund nicht aufthun. Hat auch am Ende Kopfweh? — Solch' junges, ledernes Volk kann ich nicht leiden. Das kann noch früh genug die Lippen hängen lassen, wenn's in meine Jahre kommt! — In Eueren Jahren muß der ganze Himmel voller Geigen hängen. Also frisch an die Musik, Kinder! Da werden wir Alten auch noch einmal wieder jung, nicht wahr, Freund Berger?" —

Herr Otto Berger machte ein etwas säuerliches Gesicht bei dieser Schlußbemerkung, die er nicht leiden konnte, und antwortete in etwas gereiztem Tone:

„Nun, was mein Alter anbetrifft, so wäre gerade keine Musik erforderlich. Einem Künstler verleiht seine Muse ewige Jugend. Aber sonst habe ich nichts dagegen, bitte vielmehr auch darum. Mir scheint, mit dem sauberen Kistchen und dem feinen Parfüm ist die Luft hier im Zimmer etwas schwül geworden." —

Luisen kam diese Aufforderung sehr gelegen. Sie war froh, die Aufmerksamkeit der Anwesenden von sich ab- und der Musik zulenken zu können. Nachdem ein Paar Lieder durchgenommen und be-

schlossen war, die schwersten von denen, die Herr Berger ihr heute Abend geschenkt hatte, in den Feiertagen „einzustudiren", wie Frau Mein sagte, Herr Berger seine Violine geholt und Luise auf dem Piano damit begleitet hatte, war es beinahe zehn Uhr geworden.

Ein Glas Punsch wurde nun noch „zum Beschluß des Magens" getrunken und die alte Feststagsstimmung war wieder hergestellt. Rudolph hatte seine Grillen verspielt oder vergessen, Luise sah ja wieder ganz so aus, wie vorher und der eifersüchtige, junge Mann beruhigte sich mit der Hoffnung, die kleine fatale Episode habe weiter keinen Eindruck auf sie gemacht und sein Geschenk sei ihr doch das liebste geblieben. —

Freilich war heut' Abend das Plündern des Christbaums zum ersten Male unterblieben und als die beiden Herren sich zum Fortgehen anschickten, fiel es erst Luise ein und sie sagte, etwas obenhin:

Nun, unser Tannenbaum, Rudolph? — Wann werden wir denn den vornehmen?" —

Dabei fiel dem jungen Mann auch Etwas ein, was er auch bis jetzt ganz vergessen hatte, der arme Schelm! — Nämlich eine Einladung seiner Mutter für Luisen zu morgen früh und für Frau Mein und Herrn Berger zu morgen Nachmittag. Luise sollte am

folgenden Morgen mit Frau Müller und Rudolph in die kleine Kapelle gehen, die der edeldenkende Menschenfreund seinen Schützlingen im Stift selbst hatte erbauen lassen und worin jeden Sonn= und Festtag Gottesdienst gehalten wurde. Luise sollte den Tag über bei den beiden „Stiftsdamen" bleiben, wie sie selbst sich oft scherzweise nannten und Frau Mein und Herr Berger später nachkommen, um bei einer guten Tasse Kaffee die selbstgebackenen Weihnachtskuchen zu probiren.

Luisen kam diese Einladung sehr willkommen. Sie liebte Frau Müller sehr und vergaß über diese angenehme Aussicht auf morgen alle anderen Gedanken, die ihr den ganzen Abend verdorben hatten. Sie klatschte seelenfroh in die Hände und rief ein über das andere Mal:

„Wie schön, wie herrlich! Wie freue ich mich auf morgen!" — welche Exklamationen Rudolph mit einem so aufgeklärten und verklärten Gesicht hörte, als wären auf einmal alle trüben Wolken aus der Welt verschwunden und könnten nie wiederkehren. —

Frau Mein hatte genug zu thun, dieser lauten Freude Luisens zu steuern, da sie es nicht für wohlanständig hielt, eine „Invitation sogleich, ohne Weiteres" anzunehmen und erst ein Paar Schwierig=

keiten machen zu müssen glaubte, damit die Leute sähen, sie habe nicht darauf gewartet und rechne so genau: Heute bei mir und morgen bei Dir! — wovon Luise indessen nichts hören wollte und ihr mit einem Kusse den Mund verschloß.

Die Großmutter schob zwar mit unwilliger Miene das ungestüme Mädchen fort und sagte:

Wenn sie ihr so um den Hals läge, könne sie nicht einmal ein vernünftiges Wort mit dem Rudolph reden. —

Aber dieser wollte auch nichts von „den vernünftigen Reden" hören und meinte: wenn sie nicht morgen zu der Mutter käme und ihm morgen früh Luise mitgäbe, so würde seine Mutter es so ansehen, als wolle sie nicht mit ihr verkehren, — wodurch dann Frau Mein sich endlich für überwunden erklärte und erwiederte:

Wenn's denn so stünde und es könne nicht anders sein, so wolle sie sich nicht länger sträuben und Ja sagen, — welche Antwort ihr noch einige Küsse von Luisen einbrachte. —

Was nun unseren kleinen Freund Berger anbetrifft, so können wir uns nicht verhehlen, daß ihm diese Einladung außerordentlich schmeichelhaft war, daß er sie aber keinenfalls annehmen zu können glaubte, aus hundert verschiedenen Gründen.

Der Hauptgrund jedoch sei, setzte er in großer Verlegenheit hinzu, daß ein unverheiratheter, aber heirathsfähiger Mann es für etwas sehr Unpassendes ansähe, bei zwei einzelnen Damen, von denen die eine zwar Wittwe, die andere jedoch Jungfrau sei, Gastfreundschaft anzunehmen, da er jedenfalls besagte Damen durch sein Kommen zu Hoffnungen berechtige, welche zu realisiren bis jetzt noch nicht seine Absicht sei, er aber als streng gewissenhafter Mann es nicht für rathsam halte, mit seinen Grundsätzen in Conflikt zu gerathen und eine Unvorsichtigkeit zu begehen, die er immer bei anderen jungen Männern getadelt habe, also sie selbst nicht begehen dürfe, um sich nicht dem Vorwurf der Halbheit und Schwäche auszusetzen, die einem Manne wie ihm fremd bleiben müßten. —

Der kleine, edle Mann war sehr zufrieden mit sich selbst, als er diese lange Rede in wohlgesetzten Worten und den möglichsten Umschweifen vorgetragen hatte. Während Frau Mein's kurzem Sträuben hatte er Zeit genug gehabt, sie sich auszudenken, und hüstelte jetzt ein wenig, als er sie beendigt hatte, ein Beweis, daß er nun die Lobsprüche der Anwesenden über seine edle Resignation erwartete.

Aber seine Zufriedenheit währte leider nicht lange, denn weder Rudolph, noch Luise konnten es

unterlassen," bei der Vorstellung, daß Herr Berger ein möglicher Heirathskandidat für Frau Müller und Tante Julchen sei, in ein lautes Lachen auszubrechen.

„Nun, was ist denn dabei zu lachen?" fuhr er wie elektrisirt auf und die bescheidene Schamröthe, die das Aussprechen eines solchen Gedankens ihm das wenige Blut in die Wangen getrieben, über das er zu disponiren hatte, wich einer fahlen Zornesbläſſe. „Kichert das junge Volk da wie toll, wenn ein Mann, wie ich, der mehr Einsicht und Erfahrung in seinem kleinen Finger hat, als Beide in ihrem ganzen Körper, sich eine Versuchung abwehrt, die allerdings verlockend genug ist, um seine Grundsätze erschüttern zu können! — Ich möchte doch wissen, was dabei für gewaltig Lächerliches ist? Das wahre Zeichen der Weisheit ist immer: viel denken und wenig reden. Aber so ein junges, unerfahrenes Blut rennt in den Tag hinein und schreit Ach und Weh, wenn es sich bei seinem tollen Treiben den Kopf gestoßen hat! —" —

Man sieht, unser guter Herr Berger hatte durch seinen jahrelangen Verkehr mit Frau Mein schon etwas von ihrer Art, zu sprechen, profitirt, besonders wenn er gereizt war, was bei seiner großen Empfindlichkeit und dem steten Ueber-

schätzen des Werthes seiner Person leider oftmals passirte.

Diesen Augenblick jedoch war er ernstlich beleidigt und Luise sowohl als Rudolph kannten den kleinen eitlen Mann zu gut, um nicht bemüht zu sein, ihn so schnell, wie möglich zu versöhnen, was bei ihm ebenso leicht war, wie seinen Zorn zu erwecken.

Luise mäßigte daher augenblicklich ihr unziemliches Lachen, trat auf ihn zu und reichte ihm mit ihrem gewinnenden Lächeln die Hand. Sie habe es nicht so gemeint, sagte sie, und er solle ihr nur wieder gut sein. —

Auch die Großmutter nahm das Wort und sagte:

„Nun, wer will denn gleich so hitzig werden? — Sie sagen ja oft, daß Jugend keine Tugend hat! Lassen Sie in Gottes Namen die dummen Dinger kichern; wir wissen am besten, was wir thun! — Sehen Sie, was der Junge für ein langes Gesicht macht und die Luise die Lippe hängen läßt bei dem Gedanken, Sie könnten nicht mit von der Partie sein! Lassen Sie die Leute denken, was sie wollen, wenn das Herz nur rein ist. Sie können ja nöthigenfalls“, setzte sie leiser hinzu, daß die „beiden Kinder“ es nicht hörten, „es gesprächsweise mit

einfließen lassen, daß Sie Ihre Absicht, sich zu verheirathen, nachgerade aufgegeben hätten. Da wissen denn die beiden Damen, wieviel Uhr es geschlagen hat und daß Sie nicht mehr Derjenige sind, welcher —" —

Das war die schlimmste Wendung, die die vortreffliche alte Frau dem Gespräch gegeben hatte. Herr Berger richtete sich kerzengerade in die Höhe und erwiederte mit allem Pathos, der ihm zu Gebote stand:

„Für solchen Rath danke Ihnen ein Anderer, als ich! — Erlauben Sie mir, zu bemerken, meine gute Frau, daß nicht Jeder ein Daniel ist und daß es in der Regel leichter ist, zu rathen, als den Rath zu befolgen. Sie werden begreifen, daß ich es vorziehe, den Ihrigen zu ignoriren. Sie sollten doch mein festes Princip schon kennen, daß ein Mann den Frauen gegegenüber den Schein festhalten muß, als wünsche er sich zu verehelichen. Ein heirathsfähiger, ja, was noch mehr sagen will, ein heirathslustiger Mann wird stets von den Damen mit anderen Augen angesehen, als einer, von dem sie nichts mehr zu hoffen haben. Es ist dies eine allgemein verbreitete, aber sehr verzeihliche Schwäche des schönen Geschlechts, das wir Männer mit so großem Recht das schwache nennen. Ge=

fallen ist für die Frauen Lebenselement. Wir brauchen nur Gefallen an ihnen zu finden und wenn wir gentil genug sind, sie dieses merken zu lassen, so haben wir gewonnenes Spiel. Warum sollte ich mir nun den Schein geben, als wolle ich „ausrangirt" sein, da ich keinesweges die Neigung dazu habe? — Um solchen Preis erkaufe ich mir mein Vergnügen nicht!" —

Nachdem der kleine Violinvirtuose seine alte Freundin dergestalt „abgekanzelt" hatte, wandte er sich an Rudolph und sagte mit derselben Würde:

„Was nun die freundliche Einladung Deiner verehrten Damen anbetrifft, so fühle ich mich ihnen zum größten Dank verpflichtet. Die Sache will ordentlich überlegt werden und ich werde Dir morgen früh das Resultat meiner reiflichen Prüfung mittheilen. Für heut' aber schlafen Sie wohl, meine Damen, und herzlichen Dank für Ihre Freundlichkeit! —" —

„Also wieder gute Freunde?" fragte die gute Frau, die magere Hand des kleinen Hitzkopfs herzlich drückend.

Auch Luise drückte dem komischen Mann die Hand und wünschte Beiden gute Nacht.

„Bei Philippi sehen wir uns wieder!" reci-

tirte Herr Berger beim Hinausgehen, was Rudolph für ein gutes Zeichen ansah und fragte:

„Also Sie kommen mit?“ —

„Als Mann von Bildung werde ich wohl kaum anders können“, entgegnete Jener, „als den Bitten zweier so liebenswürdigen Damen zu willfahren. Aber morgen früh bekommst Du meine wohl überlegte Resolution. Du kennst meine Consequenz“.

Als Luise die Großmutter in ihr Schlafzimmer begleitet und ihr noch einen herzlichen Kuß zur Gute Nacht gegeben hatte, ging auch sie in ihr kleines Kabinett, das neben dem der alten Frau belegen war. —

Nachdem sie Einiges im Zimmer aufgeräumt, ihre Geschenke aufbewahrt und nach dem Verschließen der Ladenthür und dem Auslöschen der Gasflammen gesehen hatte, befand sie sich endlich allein. —

Es war für das junge Mädchen ein außerordentlich behagliches Gefühl, nach den mannichfachen, wechselnden Eindrücken des Abends sich endlich allein und unbeachtet zu wissen. Die Freude auf morgen hatte für einen Augenblick ihre seltsamen Gedanken und Vermuthungen verdrängt oder bei Seite geschoben. Sie war zu jung und lebenslustig, um sich nicht über diese angenehme Abwech-

selung ihres monotonen Lebens zu freuen, sie hatte Rudolph's Mutter ebenso gern, wie diesen selbst und sie nahm diese Einladung auf einen ganzen Tag, die sie zum ersten Mal erhalten, für ein Zeichen ihrer wachsenden Zuneigung und diese Vorstellung machte sie in der That glücklich. —

Während sie sich entkleidete, ging sie in Gedanken die Auswahl ihrer Kleider durch, um zu bestimmen, welches sie morgen anzeihen sollte, um recht festtäglich geputzt zu sein, wenn sie in die Kirche ginge. Da die Zahl ihrer guten Kleider sehr gering war, wurde sie bald damit fertig und nun schweiften ihre Gedanken wieder ab und zu dem räthselhaften Kästchen hin, das sie mit sich genommen, aber nicht weggelegt hatte, wie die anderen Geschenke. Jetzt, wo sie sich keinen Zwang mehr anzuthun brauchte, wollte sie es recht genau betrachten, denn der flüchtige Blick, den sie vorhin darauf geworfen hatte, genügte ihrer Neugierde nicht. —

Ein unwillkürliches Gefühl von Scheu, das sie sich nicht hatte erklären können, hatte sie abgehalten, es in Gegenwart der Großmutter und der beiden Freunde zu thun. Für keinen Preis hätte sie es mögen, jetzt aber konnte sie es und so setzte sie sich, halbentkleidet, wie sie war, in der kalten

Stube hin. Aber sie spürte keinen Frost, so innerlich durchwärmt war sie, und sie nahm nun langsam, Stück für Stück, die hübschen, duftenden Fläschchen heraus, sie mit prüfendem Blick betrachtend und begierig den feinen Wohlgeruch einziehend, der ihnen entstieg und berauschend den Weg zu ihrem Herzen fand. —

Dann betrachtete sie den Kasten selbst von allen Seiten, beliebäugelte ihn wie ein kostbares Kleinod und ihr Lächeln war dabei so hell und sonnig, daß man hätte glauben sollen, sie halte einen Schatz in der Hand, von dem die arabischen Mährchen uns erzählen. —

Wundere sich doch Niemand über dies glückselig lächelnde Mädchenantlitz! — Sie war so einfach groß geworden, so fern von allem Luxus und Tand bevorzugter Stände, sie hatte sich nie, auch nur im Traum, als die Eigenthümerin solcher Herrlichkeit gesehen, die ja für sie nicht existirten und an denen doch jedes Mädchenherz hängt, auch das anspruchloseste und einfachste! — Alles, woran die Kinder der Reichen von Jugend auf gewöhnt sind, daß es ihnen endlich ebenso gleichgültig wird, wie den Kindern der Armen ihre zerbrochenen Spielsachen und schmutzigen Puppen, — Alles, was zu den unentbehrlichsten Bedürfnissen

reicher, junger Mädchen gehört, war für Luise nicht da. —

Sie hatte wohl hin und wieder an den Schaufenstern großer Läden solche theuere Spielereien, kostbare Ueberflüssigkeiten und luxuriöse Liebhabereien gesehen, jedoch stets mit dem oberflächlichen Blick, den man auf schöne, aber unerreichbare Gegenstände wirft und die uns deßhalb kein größeres Interesse abgewinnen. Heut' aber war's anders. Sie hielt wirklich eine dieser Kostbarkeiten auf ihrem Schooß, sie war ihr Eigenthum, denn die Großmutter hatte es auch gesagt und sie betrachtete die feine duftende Karte mit den wenigen, aber so reizend klingenden Worten und las sie immer und immer wieder und ihr war, als müsse sie eine Anspielung auf das gestrige Ereigniß enthalten, denn anders konnte sie sich das Wort „Veilchen" nicht deuten. —

Das junge Mädchen stützte sinnend das schöne Haupt in die Hand und setzte das duftende Kästchen auf den Tisch, welcher Nachts immer vor ihrem Bette stand und worauf, neben Licht und Zündhölzern, ein altes Gebetbuch lag, das sie von ihrer Großmutter zur Confirmation bekommen und ein Geschenk war, das diese einst selbst zu diesem feierlichen Tage erhalten hatte. Vorn auf der ersten Seite stand auf einem groben, vergilbten Blatt

Papier der Mädchenname der alten Frau, Datum und Jahreszahl der Confirmation und darunter, mit der steifen, altmodischen Handschrift jener Zeit geschrieben, der fromme Spruch: „Behalte Gott vor Augen und im Herzen, damit es Dir wohl ergehe und Du lange lebest auf Erden!“ —

Luise liebte dies Vermächtniß aus einer lange vergessenen Zeit sehr und schlief nie ein, ohne vorher darin gelesen zu haben. Aber heut' Abend dachte sie gar nicht daran. Sie ließ lange das Haupt in der Hand ruhen und dachte nach. Kann man eigentlich solchen Zustand unserer Seele Nachdenken nennen, der nur Sinnen und Träumen, ohne bestimmten Gegenstand und Zweck ist? —

Luise dachte nicht einmal ausschließlich an dies seltsame Geschenk. Sie durchlebte vielmehr die Scene vom vorigen Abend wieder in ihrem Herzen und ihre erregte Phantasie zeigte ihr in klaren, bestimmten Umrissen das Bild des Fremden, den sie unwillkürlich und ohne zu wissen, warum, mit dem Kasten in Verbindung brachte. Er konnte es doch unmöglich gewesen sein, von dem dies Geschenk gekommen war. Er lachte ja über sie und verspottete sie, wie die Großmutter gesagt hatte, die doch so viel Erfahrung besaß. Er hatte sicher ihrer nicht wieder gedacht und wenn auch, doch nur,

um einem oder dem anderen seiner Freunde von der „kleinen Gans" zu erzählen, in deren Laden er sich vor dem entsetzlichen Schneegestöber gerettet und einen Topf mit Veilchen gekauft hatte, „um doch nicht so da zu sitzen", und ihn dann total vergessen und nicht einmal abgeholt hatte. — Und dennoch konnte sie Beide nicht von einander trennen und dieser innere Zwiespalt regte sie immer mehr auf. —

Wie lange sie so in ihren wachen Träumen dagesessen hatte, weiß ich nicht und sie selbst würde es nicht gewußt haben. Aber es war jedenfalls lange gewesen, denn als sie endlich emporfuhr und aufstand, sich schlafen zu legen, waren ihre Glieder steif vor Kälte und ihr Kopf brannte. — Sie legte die Fläschchen wieder hinein und drückte das Schloß zu. —

„Wie kann man nur so tolles Zeug denken?" fragte sie sich, als sie sich niederlegte und der schwere Kopf in die weichen Kissen sank. „Ich will die Grillen verschlafen, damit ich morgen frisch und froh bin. O, es wird morgen gewiß sehr schön werden! —" —

Damit wollte sie ihre widerspenstigen Gedanken in eine andere Bahn lenken, da ihr die bisherige Richtung derselben unbequem zu werden begann. Aber es ging nicht, der feine Duft stieg noch im=

mer, wenngleich gemäßigt, empor und kitzelte ihre Geruchsnerven dergestalt, daß sie immer daran denken mußte. —

Endlich wurde sie verdrießlich. Sie hatte sich schon einige Male vorgenommen, aufzustehen und den Störenfried bei den anderen Geschenken in die Kommode zu verschließen, damit sie doch endlich einschlafen könne. Aber es fröstelte sie ein wenig, meinte sie, und da sei es doch besser, den Kasten unter das Kopfkissen zu legen. In Wahrheit hätte es ihr weh gethan, das saubere Geschenk fortzutragen. Im halben Schlaf fühlte sie den leichten Druck desselben und es war ihr dann und wann, als stiege ein feiner Duft unter demselben hervor. Endlich fühlte sie nichts mehr und schlief den köstlichen, beneidenswerthen Schlaf der Jugend, Gesundheit und Unschuld. —

Viertes Kapitel.

Es war am anderen Morgen noch ganz dunkel, als das junge Mädchen schon aufgestanden war. Ihre Toilette kostete immer nur wenig Zeit, so auch heut'. Als sie gegen acht Uhr fertig in's Zimmer trat, fand sie die Großmutter schon ihrer mit dem Kaffee wartend, denn die gute alte Frau fürchtete, sie würde heut' wohl längere Zeit zum Ankleiden brauchen und nicht fertig sein, wenn Rudolph käme.

Nach einer halben Stunde kam er und sie gingen fort, in den klaren, kalten Wintermorgen hinein, von den Augen der Großmutter gefolgt, die heut' schon mehrere Male mit sonderbarem Behagen auf den beiden, jugendlich kräftigen Gestalten geruht hatten. —

Als sie allein war, blieb sie noch ein Weilchen still auf dem Sopha sitzen, ehe sie an die kleinen Verrichtungen des Tages ging, die ihr zu-

fielen, wenn „das Kind" nicht zu Hause war. Ihre Gedanken eilten der Zeit voraus und sie stellte sich vor, wie es wohl sein würde, wenn Luise einmal fort von ihr und in ihr eigenes Haus gezogen wäre, denn die Vorgänge des gestrigen Abends hatten zum ersten Male diese Möglichkeit in ihr wachgerufen, und sie hatte sich gestehen müssen, daß Luise kein Kind mehr sei und so hübsch und brav, daß sie sicher bald das Herz eines wackeren Mannes gewinnen würde. Auch an Rudolph hatte sie dabei gedacht und sich die Beiden zusammen vorgestellt, was ihr sonst noch nie in den Sinn gekommen war. Sie kannte die Leidenschaften des menschlichen Herzens zu gut, um nicht zu wissen, daß diese oft jahrelang in der menschlichen Brust schlafen, bis ein Zufall, eine Kleinigkeit sie plötzlich aufweckt und sich nun dem erstaunten Menschen der Blick in eine Zukunft eröffnet, ganz anders, als er sie bisher gekannt und gewünscht, und ihm Kenntniß von einer fremden Macht giebt, die außer dem Bereiche seines Willens liegt und nun nicht mehr durch eigene Kraft bezwungen werden kann. —

Rudolph's Eifersucht hatte sie recht gut erkannt, sich aber wohlweislich gehütet, etwas von ihrer Entdeckung zu sagen, weder dem jungen Manne selbst, nach Luisen, der ja dieses Gefühl galt. Sie über=

ließ alles Weitere der Zeit und sagte sich im frommen Glauben, daß, wenn der Herr die beiden Herzen zu einander lenken und verbinden wolle zur langen Pilgerreise und Irrfahrt des Lebens, sie nicht das Werkzeug sein wolle, zu stören oder zu befördern. Ueberdem war ja seine Zukunft noch sehr unbestimmt. Erwarb er auch jetzt so viel, wie er zu seiner eigenen Existenz bedurfte, so genügte sein Einkommen doch noch lange nicht, um einen eigenen Herd zu gründen und zu unterhalten, „besonders in unserer Zeit," fügte sie im stillen Nachdenken hinzu, „wo man das Doppelte von dem gebraucht, was man damals haben mußte, wo ich meinen seligen Mein heirathete, wo man mit Marken auskam, wozu man jetzt Thaler braucht!"

Nachdem Frau Mein mit frommem Gebet und stillem Händefalten ihren Monolog geschlossen hatte, ging sie an ihr tägliches Tagewerk, denn sie war nicht daran gewöhnt, lange zu grübeln und zu sinnen, sondern hatte in der Thätigkeit eines langen Lebens gelernt, daß der Mensch selbst Hand anlegen und seine Zeit verwerthen muß, anstatt sie in müssigen Träumereien hinzubringen, wenn er etwas Ersprießliches erzielen will. —

Während dem war unser junges Paar rasch und froh in den frischen Wintermorgen hineinge-

schritten. Die Glocken der verschiedenen Kirchthürme läuteten zur Morgenandacht und ihre ernsten, gehaltenen Klänge zitterten lange in der leichten, reinen Luft nach, aus der mit dem heftigen Schneefall der letzten Tage auch die letzte Spur von Dunst und Nebel verschwunden war, und stimmten die Herzen der zwei jugendlichen Wanderer zu einer erhebenden Andacht.

Als sie die Stadt verlassen und auf dem breiten Wege, der zu der Wohnung der Frau Müller führte, rüstig fortschritten, waren sie in die Nähe der Kirchhöfe gekommen, die in großer Ausdehnung die Stadt umgeben. Die weißen Kreuze, Monumente und Marmorsäulen, die so pomphaft diese Stätten des ewigen Friedens und Vergessens schmükken, glänzten weithin, von den rothen Strahlen der Decembersonne beleuchtet.

Rudolph's Blicke suchten die Richtung, in der er das Grab seines Vaters wußte, und sagte mit bewegter Stimme:

„Ich kann hier nie vorübergehen, ohne wenigstens nach der Stelle zu blicken, wo die irdischen Ueberreste des besten und treuesten aller Väter ruhen!" —

„Das ist brav und gut von Dir", antwortete das junge Mädchen, „und so natürlich dabei. Ich

kann mir auch nicht denken, daß es anders sein könnte! — Hätte ich meine Eltern nur gekannt und wäre da, wo sie schlafen, ich thäte das auch!"

„Wollen wir heut' Nachmittag zusammen zu meinem Vater gehen?" fragte plötzlich der junge Mann und seine Augen ruhten mit einem unverkennbaren Ausdruck von Zärtlichkeit auf dem hübschen, frischen Antlitz seiner Begleiterin, das von dem schnellen Gehen und der kalten Morgenluft noch rosiger angehaucht war, als sonst. Willst Du mich mit meiner Mutter dorthin begleiten, Luise?" —

„O ja, das wollen wir, Rudolph," antwortete das junge Mädchen schnell, „das heißt", verbesserte sie sich, „wenn Deine Mutter mich mitnehmen will." —

„Ach, wie albern Du wieder schwatzest!" rief Rudolph mit einer Stimme, deren Freundlichkeit diese Worte Lügen strafte, „meine Mutter wird sich sehr freuen, wenn Du sie begleiten willst, denn sie hat Dich sehr lieb, so lieb, wie —"

„Wie ich!" wollte er sagen, aber er brachte die Worte nicht heraus. —

Auch Luise schwieg.

„Wie albern Du wieder schwatzest!" hatte Rudolph gesagt. Dies Wort traf sie abermals in's

Herz und zerstreute das wohlthuende Gefühl kindlicher Rührung, welches sich während des letzten Gesprächs ihres theilnehmenden Herzens bemächtigt hatte.

„Wieder albern? — Immer albern?“ fragte sie sich selbst und ihr Blick trübte sich ein wenig. „Wann werde ich denn endlich vernünftig werden?“ —

Laut fragte sie nach einer Pause:

„Ist es wahr, Rudolph, daß ich jetzt immer so dummes Zeug rede? Antworte mir offen und ehrlich, ob Du es auch schon bemerkt hast! Denn wenn meine besten Freunde das sagen, was sollen da nicht Fremde?“ —

Luise stockte bei diesen letzten Worten und erröthete tief. Rudolph hatte nichts davon gesehen. Sein Herz schlug heftig, als er sagte:

„Verzeih' mir, liebe Luise!“ —

Auch er stockte, denn das Wort „liebe Luise“ war ihm ganz unwillkürlich entschlüpft. Noch nie zuvor hatte er es gesagt. Aber er faßte sich schnell, als er bemerkte, daß Luise ihn verwundert anblickte, und sagte:

„Ich hätte Dir das nicht sagen sollen, Luise. Es war ja gar nichts Albernes dabei und nur Deine Bescheidenheit ließ Dich diese Frage thun. O, Du bist nicht dumm, Luise, nein, im Gegentheil! Du

bist so gescheut und sprichst so verständig, daß man sich immer freut, Dich reden zu hören. Das sagt meine Mutter auch und wenn sie von anderen jungen Mädchen spricht, sagt sie stets: „Wie die Luise Mein ist doch Keine.“ —

„Schmeichler!“ lachte das junge Mädchen, unaussprechlich froh. Wenn Frau Müller das sagte, die doch selbst so verständig war, warum denn nicht auch — Andere? —

Jetzt war sie zufrieden und ihre frühere Heiterkeit war wiedergekommen. Sie lief einige Schritte voraus, blieb nun stehen, bis Rudolph nachkam, und lachte dann ganz laut auf:

„Ich freue mich, Rudolph, o ich freue mich!“ —

„Das lohne Dir Gott, Luise“, sagte er und seine Augen leuchteten.

„Und Du?“ fragte sie neckisch.

„O, das kannst Du wohl sehen, ohne daß ich es sage!“ —

„Warum sagst Du es aber nicht?“ —

„Weil — mir das Herz zu voll ist“, wollte er sagen, brachte es aber wieder nicht heraus, „weil ich es schon einige Male gesagt habe und nicht immer dasselbe wiederholen mag.“ —

Nun schwiegen Beide und schritten schnell vor=

wärts. Die Uhr schlug neun, als sie vor der Pforte des großen, stattlichen Gebäudes standen.

„Es ist noch früh“, sagte Rudolph, „wir können noch ein Weilchen zur Mutter gehen.

„Die wird Augen machen, daß wir so früh kommen“, sagte Luise.

„Ja, und Dich loben, daß Du so früh auf den Beinen bist“, antwortete Rudolph, als sie eintraten.

Luise konnte jetzt mit Muße das große, schloßartige Gebäude betrachten, das aus einer breiten Fronte und zwei Nebenflügeln bestand. In der Mitte des Hauptflügels befand sich die Kapelle, geschmackvoll und modern gebaut, mit einer schönen, kirchenartig gewölbten Kuppel. Vor dem Hause war ein weiter Rasenplatz, in dessen Mitte die schönsten hochstämmigen Rosen standen, daneben Rhododendren, Azaleen und eine Menge Gesträuche und Blumenpartieen. Jetzt freilich hüllte eine weiße Schneedecke diese Frühlingskinder ein, die im Sommer in so herzerfreuender Pracht blühen und duften. Hinten lagen die Gemüse- und Obstgärten der Bewohner. Es war ein Etablissement, das zu den schönsten und sinnigsten gehörte, die man in dieser Hinsicht sehen konnte, und verband äußere Eleganz mit dem möglichsten Comfort und Nutzen. — Es

war so recht eine Freistätte des Kummers und Elends, wo unverschuldet geweinte Thränen mild versiechen und tausend heimliche Wunden vernarben konnten. Hier durfte der Unglückliche wieder von Neuem empfinden, wie süß das Leben sein kann, nachdem er so lange den herben Trank der Noth getrunken hatte, der seine Bitterkeit allem Anderen mittheilt, das er genießt.

Frau Müller hatte ihre lieben Gäste schon von Weitem gesehen und begrüßte sie mit der größten Freundlichkeit.

„Haben Sie tausend Dank, mein liebes Kind"! sagte sie, indem sie einen herzlichen Kuß auf die volle Wange des Mädchens drückte, „daß Sie zu uns armen, alten Leuten gekommen sind! Wenn so ein hübsches, junges Blut eintritt, ist es Einem wahrhaftig, als käme die liebe Sonne selbst in's Haus!" —

Luise dankte der freundlichen Frau und begrüßte nun auch Tante Julchen, die jetzt herzugekommen war und in ihren schönsten Festtagskleidern prangte. Sie trug freilich bunte Farben zu viel und zu gern, was bei ihrem kleinen, welken Gesicht nicht kleidsam war, aber ihre Locken waren so sorgsam geordnet, das Grau, das sich bereits verrätherisch unter sie mischte, so gut ver=

steckt und das Häubchen mit den rosenrothen Bändern und den kleinen, rothen Blumen saß so kokett auf dem Kopfe, daß Luise in ihrer Herzensgüte sich nicht enthalten konnte, ein Paar anerkennende Worte über diese geschmackvolle Toilette zu sagen und zu versichern, sie habe noch nie so hübsch ausgesehen, wie heut'.

„Du lieber Gott!" seufzte Fräulein Julchen in affectirter Bescheidenheit, „warum sollte ich denn auch nicht? Wer ein saures Leben führt, sieht immer älter aus, als er ist und da ich es für Pflicht und Schuldigkeit eines jeden Menschen halte, streng bei der Wahrheit zu bleiben und Niemanden zu täuschen, so muß man das Seinige thun, nicht älter zu scheinen, als man ist, und die Wahrheit an's Tageslicht bringen." —

Da dies Kapitel Fräulein Julchens schwache Seite war, so warf Frau Müller sich in's Mittel und sagte zu Luisen:

„Und Ihre Großmutter und Herr Berger kommen doch nach?" was diese mit gutem Gewissen versichern konnte, da Rudolph ihr unterwegs erzählt hatte, daß der kleine, sonderbare Mann ihm heut' Morgen gesagt habe: In Anbetracht dessen, daß ein Mann von Bildung leider oft mit seinen Grundsätzen in Conflikt gerathe, sehe er sich dies Mal

gezwungen, jene zu behaupten, indem er diese aufopfere, und er würde demnach nicht länger anstehen, Frau Mein heut' Abend zu begleiten und den Damen im Voraus sein ergebenstes Compliment zu machen. —

Rudolph bestellte nun wörtlich alle schönen Grüße, die Fräulein Julchen im leicht verzeihlichen Irrthum allein auf sich bezog und mit komisch zusammengekniffenem Mund erwiederte, indem ihre mageren Finger mit den niedlichen Löckchen spielten:

„Das ist ja in der That ein sehr artiger Mann, der Herr Berger! Ich werde ihm gewiß nichts darin schuldig bleiben und ihm zeigen, wie eine feine Dame die Artigkeiten eines Mannes von Welt zu würdigen und zu erwiedern weiß." —

Inzwischen war's Zeit geworden, in die Kirche zu gehen. Rudolph und seine Mutter gingen voran, Luise und Fräulein Julchen folgten. Eine breite Steintreppe schritten sie hinauf, dann traten sie ein. Luisen entfuhr ein lautes Ach! der Ueberraschung, als ihre Augen beim Eintreten auf ein Gemälde fielen, das über dem Altare hing und ein schönes und passendes Objekt behandelte. —

Es war sehr groß und nahm in seinem breiten, goldenen Rahmen fast die ganze Wand ein.

Es stellte eine Scene aus der Bergpredigt dar, wo der Heiland zu den ihn Umstehenden die schönen, milden Worte spricht: „Kommt her zu mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken!" Das Antlitz des Herrn strahlt von unsäglicher Milde und Erbarmen, wie er so, etwas erhöht, dasteht, die Hände ausgebreitet über das unten stehende Volk, welches begierig diesen Worten voll göttlicher Liebe lauscht, die hier so unvergleichlich schön und rührend gewählt sind. An keinem Platz der Welt konnten sie besser angebracht sein, als hier und auf jeden Beschauenden macht dies Bild einen zugleich erhebenden und ergreifenden Eindruck, wieviel mehr noch bei den Bewohnern dieses Hauses, die hier allsonntäglich ihre Andacht halten und Herz und Auge erquicken dürfen an diesem schönen, für sie so passenden Meisterwerk neuer Kunst. —

Luise war tief ergriffen von der Betrachtung desselben und konnte kaum die Augen davon abwenden, ja sie fürchtete sogar, dadurch in ihrer Andacht gestört zu werden. Als die Orgel erbrauste und der Gesang der Bewohner dieser Stiftung sich mit den Stimmen der Fremden mischte, denen es erlaubt ist, hier ebenfalls ihren Gottesdienst zu verrichten, wurde

ihre kaum gesammelte Aufmerksamkeit abermals gestört.

Zwei Fremde waren eingetreten und hatten, nach allen Seiten hin freundlich grüßend, ihre Plätze in der Nähe der Kanzel eingenommen: ein Herr und eine Dame, Beide in tiefe Trauer gekleidet, weit über die Mitte des Lebens hinaus, aber das junge Mädchen meinte, sie habe nie zwei so schöne, edle Gesichter gesehen oder, richtiger, sie habe sie bereits irgendwo gesehen, nur konnte sie sich nicht besinnen, wann und wo. —

Rudolph bemerkte ihren fragenden Blick und flüsterte ihr zu: „Das sind die Stifter all' dieses Schönen und Guten, das Du hier siehst", worauf es Luisen plötzlich wie Schuppen von den Augen fiel.

Sie hatte sie ja schon im Bilde gesehen über dem Sopha der Frau Müller und stets mit tiefer Verehrung und dem Wunsche betrachtet, ihnen einmal selbst im Leben zu begegnen.

Heute wurde dieser Wunsch erfüllt. Luisens Augen ruhten lange und bewundernd auf diesen beiden Menschen, die, auf der höchsten Stufe der Gesellschaft stehend, ausgezeichnet durch Reichthum, Bildung und Edelsinn, zu den schönen, aber seltenen Ausnahmen gehörten, die den reichen Segen

an irdischen Gütern, den sie besitzen, zum Wohl ihrer Mitmenschen anwenden und nicht allein mit vollen Händen geben, sondern ihre Gaben noch durch Güte, Theilnahme und Wohlwollen versüßen.

Die Zeit des Gottesdienstes verstrich Luisen viel zu schnell. Die Predigt war kurz, gediegen und erbaulich und als der Schlußgesang gesungen, der Segen ertheilt war und Alle sich zum Fortgehen rüsteten, stand das edle, schöne Paar noch ruhig da, dem fortgehenden Prediger herzlich die Hand schüttelnd, den sich herzudrängenden Bewohnern des Stifts freundliche Worte und Blicke spendend. Auch Frau Müller suchte einen Augenblick, wo sie ihnen nahekommen und ein Paar Worte mit ihnen wechseln konnte, die für sie Manna in der Wüste waren.

Als sie wieder in der freundlichen, durchwärmten Wohnstube waren, strömten die Lippen des jungen Mädchens von dem über, was ihr ganzes Herz erfüllte. Sie meinte, heut' habe sie zum ersten Mal die Reichen um ihr Geld beneidet, da sie gesehen, wie viel Gutes sich damit schaffen ließe und wie sie doch so glücklich wären, so vielen Menschen damit zu helfen und noch selbst die Segnungen und den Dank derselben zu genießen.

Frau Müller stimmte ihr bei, sagte aber kopfschüttelnd:

„Das Geld macht es nicht allein, mein theueres Kind, sondern Herz und Gemüth derjenigen, die es besitzen. Reichthum ist gewiß ein großer Vorzug und Keiner kann das mehr empfinden, als wer selbst arm gewesen ist und nicht das Nothwendigste hatte zu seinen täglichen Bedürfnissen. Aber er ist auch eine sehr gefährliche Gabe, denn er verblendet zu leicht das Herz und macht es stolz und unempfindlich gegen die Leiden der Mitmenschen. Hier freilich ist er ein köstlicher Segen für die Armen und für sie selbst geworden. Wie viele Gebete sind dort in der kleinen Kapelle wohl schon für sie gebetet worden von den Lippen Derer, die sie ihrer Noth entrissen, und wie viele Thränen des Dankes sind hier schon vergossen und werden fließen, so lange dies Denkmal des Erbarmens und milder Nächstenliebe steht! Solche edle Ausnahmen müssen uns mit der Mehrzahl der Reichen und Begüterten aussöhnen, die das köstliche Gefühl nie kennen gelernt haben, Andere zu beglücken und, wenn sie auch mit vollen Händen von ihrem Ueberflusse geben, durch Hochmuth und Hartherzigkeit verwunden, anstatt zu heilen.“ —

Die Stunden verrannen unserer Luise sehr

schnell bei den freundlichen Damen. Rudolph erzählte vom gestrigen Abend und Luise erwähnte auch ganz obenhin des anonymen Geschenks, so daß selbst der eifersüchtige junge Mann kein Gift aus ihren Worten saugen konnte.

Das einfache Mittagsmahl war bald vorüber und nun schlug er den erwähnten Besuch beim Grabe seines Vaters vor. Frau Müller freute sich sehr, daß Luise sie dorthin begleiten wollte, und nun machten sich die Drei auf den Weg, da Fräulein Julchen es vorzog, zu Hause zu bleiben und den Kaffee zu bereiten, damit die später Kommenden Alles wohl in Ordnung fänden.

Es war ein heller, freundlicher Wintertag. Die schrägen Strahlen der bleichen Dezembersonne beleuchteten blendend den frischgefallenen Schnee, der schützend seine weichen, warmen Hüllen über alle Gegenstände ringsumher gebreitet hatte. Es war herrliche Schlittenbahn und da in mehreren Wintern nur wenig Schnee gefallen war, so nahmen es heut' die vergnügungslustigen Bewohner der großen Stadt wahr und eine Menge großer und kleiner Schlitten begegneten unseren rasch dahinschreitenden Fußgängern.

Luise amüsirte sich besonders über einige größere Partieen, die ihnen entgegenkamen. Das

lustige Geklingel der Glocken, die bunten Federbüsche an den Köpfen der galoppirenden Pferde, die schönen Pelze über die Schlitten gebreitet, drinnen die frischen, frohen Gesichter der dahin Fahrenden im besten Festtagsstaat, dies Alles diente dem heiteren Mädchen zur größten Belustigung. — So waren sie an eine Biegung der Fahrstraße gekommen, wo sie den breiten Weg verlassen und einen Fußweg betreten mußten, der zu den Friedhöfen führte. Lautes Schellengeklingel weckte in diesem Moment ihre Aufmerksamkeit, lustiges Peitschenknallen, das weithin in der reinen Luft ertönte, verworrene Töne von Musik, untermischt mit dem Hallohrufen der Kutscher und dem Gelächter und Geplauder der Fahrenden, Alles durch einander, so bunt, so lustig, daß man gleich erkennen konnte, ein langer Schlittenzug nähere sich ihnen.

Luise blieb stehen, um ihn herankommen zu sehen, ehe sie abbogen und richtig, da kam er herangesaust. Voran, zwei und zwei in einer Reihe, Vorreiter im Jockeykostüm, mit rothen Röcken, gelben Kniehosen und Stulpenstiefeln, langen, weißen Reithandschuhen und blanken, etwas schief sitzenden Mützen mit breiten Schirmen. Sie knallten laut und lustig und ihr Halloh schallte weit hinaus. Ihnen folgte ein Schlitten mit Musi-

kanten. Das Schmettern der Hörner, das Blasen der Flöten und Klarinetten, die Töne der Violinen und Violen, vermischt mit dem dumpfen Brummen des Basses, — Alles jagte an ihnen vorüber und sie vermochten kaum einige Takte der Melodie aufzufangen, die sie spielten. —

Dann kam eine lange Reihe von Schlitten, edle, schöngebaute Pferde, mit reichem Silbergeschirr, weißen, langausgebreiteten Decken und bunten Federbüschen, die beim raschen Lauf hin und her schwankten. Kostbare Pelze waren über die Schlitten gebreitet und hüllten fast ganz die darin sitzenden Damen ein und diese selbst waren so vermummt in Hermelin, Zobel und Nerz, daß man kaum etwas mehr, als ihre Köpfe sehen konnte. Ebenso die Herren, die hinter den Damen saßen und sie fuhren, in je einem Schlitten ein Paar, Alle laut lachend, schwatzend und lärmend, daß es war, als sause die wilde Jagd vorüber. —

Zehn bis zwölf Schlitten mochten vorbeigekommen sein. Luise freute sich im höchsten Grade, so zufällig ein so schönes Schauspiel zu sehen, und starrte diese Pracht und Herrlichkeit an, ohne jedoch nur eine Regung von Neid in sich zu verspüren. Eben wollte sie in ihrer lebhaften Weise ihrer Freude Worte leihen, als ein prächtig deko-

rirter Schlitten herankam, schöner als alle vorhergehenden, gezogen von zwei herrlichen Goldfüchsen mit langen, schwarzen Schweifen und Mähnen, strotzend von Silbergeschirr, auf den zierlichen Köpfen große Büschel von blauen, rothen, gelben und weißen Federn, ein Tigerfell ganz über den Schlitten gebreitet. Drinnen saß eine junge, äußerst schöne und elegante Dame, einen breiten Hermelinkragen um Schultern und Rücken und ein graues Sammethütchen mit weißer, wallender Straußfeder auf dem wunderschönen Kopf; — hinter ihr ein junger Herr, gleich ihr in einen kostbaren Pelz gehüllt. —

Es war zufällig, daß gerade in diesem Moment, wo der reiche Schlitten unseren drei Freunden nahe gekommen war, die darin Befindlichen nicht mit einander sprachen, zufällig auch, daß der Zug der vorderen Schlitten eben jetzt in's Stocken gerathen war und der Herr seine Pferde mit großer Gewandtheit zum Stehen zwang. Ganz zufällig war es auch, daß sein Blick die Zuschauer streifte, plötzlich auf dem Antlitz des jungen Mädchens haftete und es lange und forschend betrachtete. Dann trat ein leises, kaum merkliches Lächeln in seine Augen und breitete sich allmählig über das ganze schöne Gesicht aus, das diesem einen

unsäglich reizenden und freundlichen Ausdruck verlieh. — Er lüftete leicht sein feines Hütchen, und da der Zug der vorderen Schlitten sich während dem wieder in Bewegung gesetzt hatte, gab er den ungeduldig stampfenden Füchsen einen leichten Schlag — und fort ging's, wie im Fluge! — Ein bloßer Zufall mußte es auch jetzt noch sein, daß er noch einmal zurückblickte und dem jungen Mädchen einen Blick zuwarf, vor dem sie ebenso tief erblaßte, wie sie vor einigen Sekunden bei seinem forschenden Blick heiß erröthet war. —

„Kannten Sie den Herrn?" fragte Frau Müller, als Alles vorüber war und sie den Weg zum Kirchhof eingeschlagen hatten. „Ei, ei, mein Kind, wer hätte wohl gedacht, daß Sie so vornehme Bekanntschaften haben?" —

Luise fühlte bei diesen freundlich neckenden Worten die Nothwendigkeit, sich zu fassen, und sie antwortete daher so unbefangen, wie es ihr nur irgend möglich war:

„Ich kenne den Herrn nicht weiter, er hat nur vor einigen Tagen eine Kleinigkeit bei uns gekauft, die abholen zu lassen er jedoch vergessen hat. Weiter weiß ich nichts von ihm."

Ein scheuer Seitenblick traf in diesem Augenblick Rudolph, um in seinen Zügen zu lesen, was

er wohl bei dieser Unwahrheit denken mochte, denn er wußte ja mehr von dem Geschenk des vorigen Abends, als seine Mutter, und sie hatte mit dem den Mädchen angeborenen Scharfblick seine üble Laune richtig zu deuten gewußt. Aber sie erschrak fast, als sie den finsteren Ausdruck seines Gesichts sah, und wäre jetzt für ihr Leben gern mit ihm allein gewesen, um ihm diese Nothlüge abzubitten. In Gegenwart seiner Mutter aber, die eine Respektsperson für sie war, wie Mütter und Tanten für junge Leute zu sein pflegen, schwieg sie, nahm sich aber vor, gelegentlich mit ihm diesen Gegenstand zur Sprache zu bringen.

Von dieser Stunde an begann ihre Eva-Natur sich in ihr zu regen. Ihre Klugheit gebot ihr, Verstellung anzuwenden, die sie früher nie gekannt. Sie durfte ja Niemanden ihre wahren Gefühle merken lassen, selbst die theuere, alte Frau, vor der sie nie etwas verborgen hatte, eben weil sie nichts zu verbergen gehabt, und vor der ihr Inneres eben so klar und offen dagelegen hatte, wie ihr reiner Kinderblick, durfte nichts ahnen. Jetzt, oder schon seit zwei Tagen, war das anders geworden. Was sich in der Tiefe ihres Herzens regte, mußte ein Geheimniß bleiben, am meisten vor Rudolph, der sie durchschaut hatte und den Gegenstand desselben

ahnte, und so sagte sie sich selbst, daß sie von nun an am meisten vor ihm auf der Hut sein müsse. —

In solchen Dingen wird ein Mädchen schnell und leicht Meisterin. Von dem Kampf ihrer Gefühle, von dem neuen räthselhaften Leben, das sich nun in ihr zu regen begann, betäubt und elektrisirt, von Gedanken bestürmt, die ihr ebensoviel Qual, wie Lust waren, von einer Vermuthung zur anderen geworfen, eine noch unhaltbarer, als die andere, unsicher schwankend, eine Beute von Wünschen, die sie sonst nie gekannt, wußte sie selbst nicht, wie ihr geschehen war, nur das Eine, daß sie unablässig an diese Ereignisse denken mußte, die sie immer wieder mit einander in Verbindung brachte, ohne zu wissen, weßhalb und die die Ursache all' dieses inneren Zwiespalts, dieser Bedrängniß waren, in die sie so ganz ohne ihre Schuld gerathen war. —

Was war das und was bedeutete dies Alles? — Sie hatte schon während einiger Jahre die Blumen in ihrem kleinen Laden verkauft, es waren auch Herren gekommen, junge, hübsche und freundliche Herren, mit allen hatte sie gleich artig und unbefangen gesprochen und nie war ihr so Seltsames geschehen, wie jetzt! —

Und wer war er selbst? — In diesem präch-

tigen Schlitten, in reiche Pelze gehüllt, konnte nur ein reicher und vornehmer Mann eine so elegante Dame fahren. — Und wer war endlich diese schöne, elegante Frau, die im Schlitten saß? —

Luise konnte ihre Gedanken lange nicht von diesem schönen, stolzen Antlitz abwenden, über dem die lange, weiße Straußfeder schwankte und sich wiegte und die so nahe mit ihm zusammensaß, als wären es Geschwister — oder gar Verlobte! —

Luise fühlte einen feinen Stich in's Herz, als sie diesen Gedanken ganz ausdachte. Wäre sie bekannter mit den Gefühlen eines erwachenden Herzens gewesen, sie würde gewußt haben, was das bedeuten wolle, aber so fragte sie sich im nächsten Moment, verwundert über sich selbst:

„Warum nicht? — Die Beiden passen ja vortrefflich zu einander, sie ist ebenso schön, wie er und er wird ebenso reich und vornehm sein, wie sie zu sein scheint! —" —

Von nun an stellte sie sich den Fremden unter keinem anderen Bilde, als dem des Verlobten der schönen Dame vor, was sie indessen nicht abhielt, eben so oft und unruhig an ihn zu denken wie bisher. —

Während dieser erste Sturm gewaltig über das junge Leben dahinzog, daß vor seiner Neuheit und

Gewalt die Blüthen ihres Herzens schauerten und bebten, sprach sie sehr viel und lebhaft, so daß Frau Müller nicht die geringste Ahnung hatte, daß jetzt ein großer, heiliger Prozeß in der Seele des jungen Mädchens vorgegangen war. Sie betrachteten zusammen die schönen und prächtigen Grabmonumente und Kapellen, lasen die zahllosen Inschriften und bewunderten die Blumen und Kränze, die die Hand der Liebe auf den Schnee der Gräber gelegt hatte, unter dem so manches theuere und unersetzliche Leben ruhte. —

Auch an dem Grabhügel des seligen Herrn Müller standen sie lange und Luise ließ sich von der Wittwe erzählen, wie der Verstorbene gedacht, gelebt und gelitten, und fragte immer wieder und so viel, daß die gute Frau kaum zu Athem kommen konnte, Alles zu beantworten. —

„Was das doch für ein liebes, theilnehmendes Wesen ist!" dachte sie und Luise stieg noch höher, wie bisher, in ihrer Gunst. —

Was ihr so ausgezeichnet bei Frau Müller gelang, mißglückte ihr bei Rudolph vollkommen. Sein Blick, durch Eifersucht geschärft, reichte weiter und er durchschaute sehr bald den wahren Grund dieser ungewohnten Redseligkeit des jungen Mädchens, auf deren errötheten und ebenso schnell wieder erblaß-

ten Wangen er eine Wahrheit gelesen hatte, die sein Herz mit tiefem Weh durchzog. Er hatte den Blick des schönen Fremden gesehen und daß Luise ihn verstanden hatte. Mit dieser Erkenntniß war ihm die schmerzliche, aber gewisse Ueberzeugung geworden, daß sie für ihn verloren sei, denn mit solchem Bewerber zu concurriren, wäre Wahnsinn gewesen. —

Am Grabe seines Vaters nun stand dieser junge, lebensfrische, bisher so glückliche Mann, fortan ein Grab in seinem Herzen tragend, und senkte an diesem mit Schnee bedeckten Hügel, der seinen treusten Freund barg, ein ebenso theueres und unersetzliches Leben in das Grab seiner Brust: die Hoffnung und die Liebe seiner Jugend. —

Als sie heimkamen, fanden sie bereits die „Nachzügler" anwesend. Der Kaffeetisch prangte in seinem schönsten Festtagsschmuck. — Fräulein Julchen hatte eine blendend-weiße Serviette darüber gebreitet, in deren glänzende Fäden die kunstreiche Hand des Webers die zierlichsten Blumen und Sträuße verflochten hatte. Das beste Kaffeeservice stand auf dem Tisch und ein Kuchenkorb von weißem Porzellan, einst das Entzücken und Begehren des Knaben Rudoph, zeigte in seinen zwei streng getrennten Fächern zwei ebenso verschiedene

Gebäcke, die jedoch beide von einer Meisterhand, der des Fräulein Julchen, fabrizirt waren.

Frau Mein saß bereits auf dem Sopha, und da Fräulein Julchen durchaus sich nicht hatte hineinsetzen wollen, „weil der Platz den älteren Damen gehörte“, so harrte die leere Ecke noch immer der heimkehrenden Hausfrau, die sich, nach der ersten, herzlichen Begrüßung, nicht lange nöthigen ließ, ihn einzunehmen.

Ihr zur Rechten nahm Herr Otto Berger Platz, welcher in seiner gewähltesten Toilette erschienen war, als hätte er eine Ahnung von der Sorgfalt gehabt, mit der Fräulein Julchen das Leibchen ihres blau und grün karrirten Kleides so eng wie möglich um ihre ohnehin schmale Taille befestigt hatte, so daß diese wirklich die Bezeichnung „Wespentaille“ verdient hätte, und nun nicht hinter ihr hatte zurückstehen wollen in Wahl und Sorgfalt seiner Toilette. —

Herr Berger trug einen feinen Rock von blauem Halbtuch, der eigentlich für den Sommer bestimmt gewesen, heut' aber, zur Feier des Tages, aus dem Schränkchen geholt worden war und die schmalen Schultern des kleinen Mannes zierte; dazu ein blüthenweißes Halstuch, in einen kühnen Knoten geschlungen, dessen gestickte Zipfel zu beiden Sei-

ten seines Gesichtchens steif emporstanden, und eine Weste von weißem Piqué, mit zarten Rosenknöspchen durchwirkt, Fräulein Julchens besonderer Liebling, denn da sie ein poetisches Gemüth besaß und stets für Rosen, „die Symbole der Liebe", geschwärmt hatte, so hielt sie es jedes Mal für ein „gutes Zeichen", wenn Herr Berger seine Rosenknöspchen-Weste trug.

Ihre kleinen, matten Augen leuchteten auch heut' vor Vergnügen, als sie ihren „Liebling" sah, und ihre etwas krähende Stimme hatte ihm mit süßem Gelispel zugeflüstert: „Sie sehen ja aus, wie ein Frühlingstag, mein werther Herr Berger", welches höchst schmeichelhafte Wort unserem kleinen Freunde außerordentlich wohlthat, und er hatte mit seinem bescheidensten Lächeln erwiedert:

„Kleider machen Leute, mein verehrtes Fräulein, und ein Mann, wie ich, der sich viel in der Welt bewegt und bei Jung und Alt im Ansehen steht, darf nie seinen äußeren Menschen vernachlässigen. In der Regel sieht man mehr nach den Kleidern, als nach dem inneren Werth eines Menschen. Ich habe das Sprichwort immer wahr gefunden, daß man nach seinen Kleidern empfangen und nach seinen Kenntnissen entlassen wird und da ich überzeugt bin, Verstand genug zu besitzen und

mir reichliche Kenntnisse erworben habe, so pflege ich nun auch mein Aeußeres, um in jeder Beziehung der Beachtung der Welt gewiß zu sein.“ —

Neben Herrn Berger stand Fräulein Julchens Stuhl, vor ihr das beladene Theebrett mit dem Service und der Kaffeekanne, aus der sie mit großer Grazie ihren Freunden servirte. — Luise und Rudoph hatten die zwei noch übrigen Plätze am Tische eingenommen und die Unterhaltung war bald im besten Fluß. Luise wußte viel von dem heutigen Tage zu erzählen: der Besuch der Kirche, die beiden schönen, edlen Menschen, deren Portraits so freundlich lächelnd auf die kleine Gesellschaft niederblickten, der Spaziergang zum Grabe des seligen Herrn Müller, Alles schien sie so aufgeregt zu haben, daß sie kaum aufhören wollte, zu sprechen. Ihre Wangen waren mit brennender Röthe überzogen und ihre großen, dunklen Augen hatten einen ungewohnten Glanz.

Frau Mein bemerkte bald die Aufregung des „Kindes“ und sagte scherzend in ihrer derben Art:

„Wenn mir das Ding da so über den Strang schlägt, sobald ich es einmal aus meiner Obhut entlassen habe, so muß ich es von nun an wohl wieder unter meinen Flügeln halten, wie eine Henne ihre Brut.“

Diese strengen Worte waren aber von einem Blick voll der zärtlichsten Großmutterliebe begleitet, die bekanntermaßen noch die Mutterliebe überbietet.

„Lassen Sie sie nur schwatzen", begütigte Frau Müller, „sie ist ja so jung und lebhaft und hat so rege Theilnahme für Anderer Leiden und Freuden."

„Und es ist schwer, zu schweigen, wenn das Herz voll ist!" seufzte Fräulein Julchen mit einem sentimentalen Seitenblick; „ich kenne das sehr wohl und kämpfe stets mit mir, nicht Alles auszusprechen, was mein Herz bewegt." —

„Das macht die Jugend!" lächelte die Großmutter, „ich sage es ja immer: „Jugend hat keine Tugend!" —

„Da lobe ich mir den reiferen Mann", nahm Herr Berger würdevoll das Wort; „er geht schon früh in die Schule des Lebens und macht seine Erfahrungen nicht umsonst. Mit jedem Jahr, das er seinem Alter zufügt, fügt er auch das hinzu, was er in ihm erlebt, erdacht und erlernt und so wird die Summe seiner Weisheit bald voll. Ich rede aber nur von dem rechten und echten Mann, meine Damen. Auch das schöne Geschlecht geht in die Schule des Lebens, es lernt auch ein wenig darin, wie's gerade kommt, aber Weisheit nicht.

Dafür ist es aber auch das schwache Geschlecht, dem das starke männlich zur Seite stehen, das Fehlende ergänzen und ihm mit seiner Erfahrung und Menschenkenntniß nützen muß.“ —

Frau Mein lächelte vergnügt, denn nun war das Lieblingsthema ihres kleinen Freundes auf's Tapet gekommen, dessen Faden nicht so leicht abriß. Sie konnte sich das Vergnügen nicht versagen, ihn ein wenig zu reizen, indem sie ihm widersprach und sagte:

„Aber, wenn's so steht, was sollen wir armen Frauen dann anfangen, wenn wir keinen Mann haben oder der unserige stirbt? — Wie machen es dann die alten Jungfern, deren Zahl Legion ist und sich mit jedem Jahr und jedem Kriege vermehrt?“ —

Fräulein Julchen rückte ein wenig auf ihrem Stuhle hin und her, denn sie liebte dies Thema augenscheinlich nicht so, wie ihr Nachbar. Das Wort „alte Jungfer“ war für sie ein Schreckgespenst, ein Popanz, vor dem weder ihre gute Laune, noch ihr jugendlicher Frohsinn Stand hielten. Auch Herr Berger fing an, ein wenig hin und her zu rücken, so daß es ein wahres Glück war, daß Beide nicht zufällig auf dieselbe Seite rückten, sonst hätten ihre Schultern leicht mit einander caramboli-

ren können. — Auch er haßte dieses Wort mit der Zartheit des Gefühls, das ihm angeboren und eine schöne Seite seines an Vorzügen so reichen Charakters war. Er fand es höchst unpassend, daß Frau Mein es in Gegenwart einer Dame aussprach, die trotz ihrer Löckchen, ihres Lächelns und ihrer Wespentaille immerhin eine „alte Jungfer" und das Urbild derselben war. Im Stillen nahm er's sich vor, sie gelegentlich wegen ihrer Unzartheit zu rüffeln und sie zu bitten, wenigstens in seiner Gegenwart sich nicht wieder dieses Epithetons zu bedienen, das ihm stets unaussprechlich zu hören war, als läge ein stummer Vorwurf gegen ihn und alle „jungen, unverheiratheten Männer" darin.

Laut erwiederte er mit dem docirenden Ton, den er stets annahm, wenn er etwas Unliebsames vernommen hatte:

„Meine gute Frau, wenn der Kaiser stirbt, wird auch gerathen. Le roi est mort, vive le roi! — Es giebt keinen Menschen, der nicht zu ersetzen wäre und ginge es auch kopfüber, kopfunter. Das schöne Geschlecht", fuhr er mit dem verbindlichsten Lächeln gegen Fräulein Julchen fort, das einem „Schmerzensgeld" für die eben erlittene Demüthigung ähnlich war, „das schöne Geschlecht wird auch ohne uns fertig, Notabene, wenn es sein muß.

Leider muß ich Ihnen beipflichten, daß es in unserer Zeit sehr viele Einzelexistenzen giebt" (wir sehen, wie fein Herr Otto Berger das ominöse Wort umschrieb) „und es ist eine nicht mehr zu negirende Thatsache, daß sie sich von Jahr zu Jahr mehren, auch ohne kriegerische Evenemens: aber keine Dame steht so verlassen da, daß sie nicht einen Freund, einen Rathgeber und Helfer in der Noth hätte und ich finde es eine schöne und rührende Pflicht eines braven Mannes, einzelnen Frauen beizustehen und sie die Mängel und Unvollkommenheiten ihres Lebens weniger fühlen zu lassen. Das ist es ja auch gerade, was wir Männer so sehr an den Frauen lieben, daß sie auf uns hingewiesen sind, daß sie ohne uns nicht glücklich sein können, ja, ich wage zu behaupten, diese natürliche Abhängigkeit des Weibes vom Manne ist der größte Zauber, den jenes auf diesen ausübt. In dem Bewußtsein unserer Unentbehrlichkeit, in dem Vollgefühl unserer Kraft erstarkt unser innerer Mensch und wir sammeln unsere Kenntnisse und Erfahrungen, um aus unserem Schatz denjenigen mitzutheilen, die deren bedürfen und die wir damit beglücken." —

„Oho!" lachte Frau Müller, die Herrn Berger noch nicht genug kannte, um zu wissen, daß

seine Achillesferse jetzt so bloß dalag, daß es nicht des Pfeils eines Helden bedurfte, sie zu durchbohren, sondern eine Stecknadel in der Hand einer Frau stark genug dazu war, „so schlecht stehen unsere Sachen doch nicht! Gott weiß, ob ich überzeugt bin, wie glücklich eine Frau durch den Besitz eines Mannes ist, den sie lieben und achten kann; ich selbst habe einen solchen besessen und verloren und schätze die Hülfe und den Rath treuer Freunde gewiß nach Verdienst, aber ich weiß auch, daß es viele Frauen giebt, die so fest auf ihren eigenen Füßen stehen, wie nur ein Mann es vermag, und die man deshalb wohl kaum zu den Schwachen zählen kann. Und Gott sei gedankt, daß dem so ist! denn stünden die Sachen so, wie Sie sagen, so wäre das Schicksal ungerecht gegen uns. Glauben Sie mir, es egalisirt sich Alles im Leben! Haben wir Frauen nicht die Körperkraft und Größe des Verstandes bekommen, wie die Männer, so ist unsere Kraft zäher im Ertragen, unsere Geduld größer im Ueberwinden von Schwierigkeiten und unser Verstand schlauer und erfinderischer in der Wahl der Mittel, uns zu helfen. Sehen Sie unsere gute Frau Mein an! Ist sie nicht ein redender Beweis von der Energie und Ausdauer einer Frau? Sie hat sich und Luise allein durchgebracht

und kann einst, wenn ihr Stündlein kommt, was Gott noch lange verhüten möge!" fügte sie mit einem herzlichen Händedruck hinzu, „ruhig ihr Haupt niederlegen, denn sie hinterläßt ihr ein gutes Stück Brod und hat sie stets dazu angehalten, sich selbst zu helfen und auf ihren eigenen Füßen zu stehen." —

„Ja, das sollte ich meinen!" rief Frau Mein, „ich habe mir viel Wind um die Nase wehen lassen und viel Schweres erduldet, nicht allein durch Schicksale und Widerwärtigkeiten aller Art, wofür Niemand etwas kann, sondern mehr noch durch die Schlechtigkeit der Menschen oder vielmehr eines Menschen, der der Zerstörer meines Wohlstandes, meines Glücks und meiner ganzen Existenz war." —

„O, erzählen Sie uns etwas von dieser interessanten Geschichte, liebe Frau Mein!" bat Fräulein Julchen sehr eifrig, „ich liebe nichts mehr, als tragische Begebenheiten und Erlebnisse aus dem Munde derjenigen zu hören, die selbst darunter gelitten haben. Es würde mir einen großen Genuß bereiten", fügte sie hinzu, den „Zweidecker" abermals Herrn Berger präsentirend (ein Spitzname, den Frau Mein dem Porzellan-Kuchenkorb scherzweise gegeben hatte), und setzte mit ihrem holdesten Lächeln hinzu, als unser kleiner Freund endlich

anfing, sich zu sträuben, zum Gott weiß wie vielten Male etwas zum „Tunken" zu nehmen:

„O nein, mein theuerer Herr Berger, einen Korb dürfen Sie mir nicht geben! Sehen Sie, das ist der Vorzug des schwachen Geschlechts dem starken gegenüber!" schloß sie mit einem neckischen Blick, welcher dies Mal den Vertreter des starken Geschlechts überwand, „und während wir Alle noch ein Täßchen trinken und etwas einstippen, erzählt uns unsere gute Frau Mein diese interessante Episode aus ihrem Leben, jedoch mit möglichster Genauigkeit, und erhöht dadurch den materiellen Genuß, den ich uns bereiten werde!" —

„Jedenfalls ist es leichter für Sie, zu hören, als für mich, zu erzählen," sagte Frau Mein sehr ernst, „wenigstens die Genauigkeit müssen Sie mir heut' erlassen, Fräulein Julchen, denn ich möchte mir nicht gern meine Festtagsfreude verderben. Nur so viel will ich Ihnen in Kürze erzählen, daß Luisens Vater, mein einziges Kind, einen Freund hatte, den er zärtlich liebte, mit dem er aufgewachsen und, wie er glaubte, auch zusammengewachsen war in lauter Liebe und Freundschaft. Daß mein seliger Mann und ich nicht immer hier, in dieser Stadt gewohnt haben, wissen Sie. Wir hatten ein nettes, kleines Vermögen, theils von Eltern we-

gen, theils erspart und selbst erworben und als mein guter Mein viel zu früh starb, war unser Friedrich neunzehn Jahre alt und ich konnte ihn aus meinen Mitteln zum Mann machen. Du lieber Gott!" unterbrach die alte Frau mit einem tiefen Seufzer den Gang der Erzählung, „es war auch ein Prachtjunge, der Friedrich, ein guter Sohn, fleißiger Geschäftsmann und treu und ehrlich dazu. Weil er selbst solch' eine brave Haut war, meinte er, alle Menschen wären es auch und auf den Emil, seinen Freund, hätte er nun vollends Häuser gebaut. Als ich ihn eingesetzt und ihm ein nettes Stück Brod gegeben hatte, zu dem er noch Fleisch essen konnte, wenn's ihm gelüstete, nahm er sich eine Frau, ein gutes, einfaches Mädchen, hübsch und flink, gerade wie die Luise da, und die beiden Menschen lebten so glücklich zusammen, wie mein seliger Mann und ich." —

„Die alte Mutter, — ich meine mich selbst, obwohl ich damals noch nicht so grau und runzelig war, wie jetzt, — freute sich des Glücks ihrer Kinder und wir waren Alle so zufrieden mit einander, wie nur unser Herrgott es von uns verlangen kann. Der Emil kam oft und viel zu den jungen Leuten, mein Friedrich hatte förmlich einen Narren an ihn gefressen. Er war auch ein hübscher, gewandter

Bengel, arm freilich, wie eine Kirchenmaus und sehr vornehm dabei, wie man's so oft findet. Er war Commis bei einem Kaufmann, nicht einem Großhändler, wie hier die Kaufleute sind, sondern was man in kleinen Städten einen nennt, bei dem man Alles bekommen kann, von neuen Matjesháringen an bis zu Stiefelpflöcken und Haarpomade, und wo man auch Geld wechseln kann, — wenn man etwas zu verwechseln hat. —

„Ich war nie so für ihn gewesen, wie mein Friedrich und, sonderbarer Weise, die Catharina, seine Frau, konnte ihn von Anfang an nicht leiden. Sie warnte ihren Mann und meinte, er solle sich vor ihm in Acht nehmen. So gutmüthig und ehrlich er auch thäte, es wäre doch kein rechter Verlaß auf ihn und in seinen Augen habe er Etwas, was ihr nicht gefiele, worauf der Junge sie anfangs ausgelacht hat, später aber böse geworden ist und ihr verboten hat, nie wieder solch' dummes Zeug gegen ihn zu reden. Er wisse am besten, was er an ihm habe, denn er habe ihn schon gekannt und lieb gehabt, als sie Beide im Hemdröckchen herumgesprungen wären und sie selbst noch gar nicht einmal auf der Welt gewesen sei, und wenn sie ihn nicht ernstlich erzürnen wolle, solle sie nie wieder etwas gegen den Emil sagen."

„Es war doch sonderbar, daß der Junge, der sonst so lammsfromm war, daß er keiner Fliege etwas zu Leide thun konnte, so aufgebracht wurde, wenn man den Emil nicht lobte. Da schwieg natürlich die junge Frau und behielt ihre Vermuthungen für sich. Der Emil aber wurde noch mehr, als sie, Hahn im Korbe." —

„Ach du mein Gott!" unterbrach die arme Frau noch einmal ihre Erzählung, der Fräulein Julchen mit athemloser Spannung gefolgt war, wie etwa dem Verlauf eines schauerlichen Romans, „von nun an wird's traurig, sehr traurig, und ich will kurz sein, um zu Ende zu kommen. Als die beiden Kinder einige Jahre zufrieden und harmlos mit einander gelebt und keine Ahnung des schweren Geschicks hatten, das über sie hereinbrechen würde, war der Schelm, der Emil, eines Tages auf und davon und Niemand wußte, wo er geblieben war, der Friedrich aber am allerwenigsten, denn den hatte er um den größten Theil seines Vermögens betrogen, hatte bedeutende Kapitalien flüssig gemacht und war mit ihnen in die weite Welt gegangen. Der arme Friedrich war nie ein Eisenfresser gewesen und dieser Schlag traf ihn hart. Er fing an zu kränkeln und wurde gar betrübt und still. Endlich sagte er mir und der Catha-

rina, er könne hier nicht leben, wo er so schändlich hintergangen worden, und noch dazu von dem liebsten Menschen auf der Welt, und wenn wir ihn behalten und wieder froh sehen wollten, sollten wir seinem Wunsche willfahren und diese Stadt verlassen. Du meine Güte, was hätten wir nicht gern gethan, um den armen Jungen nur wieder ein frohes Gesicht machen zu sehen! — Nachdem wir alle Verbindlichkeiten gelöst und alles Erforderliche besorgt hatten, zogen wir hierher, wo ein Bruder von mir lebte, der eine Handelsgärtnerei besaß und ein treues Herz war. Mit seiner Hülfe etablirte mein armer Sohn ein ähnliches Geschäft und es ging einige Jahre so, so. — Unser früherer Wohlstand kehrte nicht wieder und Friedrich's Heiterkeit und Gesundheit ebensowenig. Obwohl er's nie gegen uns aussprach, wußten wir doch recht gut, sein Weib und ich, daß er den Verrath seines Freundes nicht verschmerzen konnte und sich nebenbei Vorwürfe machte, sich von ihm haben beschwindeln zu lassen. Was aus dem Treulosen geworden, erfuhren wir nie, — fragten auch nicht danach. — Es war ja auch gleichgültig, für uns war er todt. Eine kleine Reihe von Jahren lebten wir so dahin, still und arbeitsam und ohne die Sorge um meines Sohnes abnehmende

Gesundheit hätten wir zufrieden sein können. Nach längerem Leiden starb er endlich, sanft und ergeben, wie er gelebt. Er erlebte die Geburt seines ersten und einzigen Kindes nicht mehr, das ihm nach langer, kinderloser Ehe ein Segen Gottes gedäucht hatte, der armen Catharina aber ihr Leben kostete. Der Gram um den Verlust ihres Mannes mochte wohl mit zu diesem traurigen Ende beigetragen haben. So war Luise eine Waise, als sie das Licht der Welt erblickte. Sie hatte auf der weiten, großen Welt Niemanden, als die arme alte Frau, die selbst kaum mehr besaß, als ihren grauen Kopf zum Ueberlegen, was nun beginnen, denn das Geschäft war während Friedrich's langer Krankheit ganz vernachlässigt und ich mußte es verkaufen. Mit dem kleinen Erlös desselben fing ich unseren Handel an und Gott gab seinen Segen. Er hat weiter und weiter geholfen, so daß wir unser täglich Brod haben und aus der kleinen hülflosen Waise ist ein schmuckes, großes Ding geworden, an dem ich Freude habe. Durch sie habe ich auch wieder das Leben und die Menschen lieben gelernt, und ich habe auch Freunde gefunden, die sich unserer annehmen, meinen guten Herrn Berger zum Beispiel, der mir räth, wenn's Noth thut, und dem ich auch mit

Rath und That zur Seite stehe, wenn er meiner bedarf — und sonst braucht Keiner den Anderen! —" —

„Das erhält auch die beste Freundschaft, liebe Frau Mein", sagte Frau Müller sehr freundlich, bemüht, die sichtbar bewegte Greisin auf andere Gedanken zu bringen. „Sie haben es gewiß verdient, daß es Ihnen gut geht und an Luise werden Sie noch viele Freude erleben! Wären Sie vorhin mit ausgewesen und hätten den hübschen, feinen Mann im Schlitten gesehen, wie er das Mädchen so freundlich grüßte, Sie hätten sich auch darüber gefreut." —

Jetzt war die Reihe der Unbehaglichkeit an Luise. Sie erröthete tief und wußte in peinlicher Verlegenheit nicht, wohin sie blicken sollte. Aber die Großmutter beachtete sie nicht und antwortete etwas barsch:

„Lassen Sie das gut sein, Frau Nachbarin, davon will ich nichts wissen. Wenn solche feine Herrchen ein armes Mädchen grüßen, so meine ich immer, es wäre besser, sie thäten's nicht. Sie setzen damit den albernen Dingern nur Grabben in den Kopf und da halten sie sich für hübsch und was dergleichen mehr ist. Wenn ein braver Mann von ihres Gleichen einmal das Mädchen haben

will, soll's mich freuen, denn Heirathen ist einmal unser Beruf, aber jetzt ist sie noch ein Kind und wenn sie nur so fleißig und folgsam bleibt, wie bis jetzt, so bin ich schon so mit ihr zufrieden. —" —

Unterdessen war es Abend geworden. Die Lampe brannte bereits auf dem kleinen Tisch, das Kaffeegeschirr war abgeräumt und Frau Mein und Herr Berger wollten nun nicht länger „ihren freundlichen Wirthinnen zur Last fallen", und nach Hause gehen. Aber davon wollten diese nichts wissen.

„Ein Täßchen Thee und einen Mundvoll Abendbrod würden Sie doch nicht verschmähen." —

Frau Mein sträubte sich zwar und sagte, sie hätten des Guten schon zu viel genossen. Herr Berger strich sein weniges Haar in großer Verlegenheit glatt und erwiederte:

Er habe sich von vornherein nicht auf so langen Besuch gerichtet und möchte sich nun den liebenswürdigen Damen bestens empfehlen. —

Aber Fräulein Julchen hatte in diesem verhängnißvollen Moment, mit der Geschwindigkeit eines Raubthiers, das sich auf seine Beute stürzt, den Hut des kleinen Künstlers ergriffen, den er eben zur Hand nehmen wollte, um sich als Mann von Welt, mit dem Hut in der Rechten, von den

Damen zu verabschieden, und trug ihn ebenso behende in's Nebenzimmer, dem Schlafgemach der zwei Schwestern, dessen Schwelle natürlich sein profaner Fuß nicht betreten durfte. Rudolph legte auch ein gutes Wörtchen ein, obwohl er heut' im Schweigen excellirt hatte. Er, der sonst so gern sprach, war indessen heut' von Niemanden bemerkt worden, da Jeder selbst sein Wort anbringen wollte und bei solcher Gelegenheit ein stummer Zuhörer stets eine wahre Acquisition ist, worauf sich denn auch Beide zum Dableiben bequemten. —

Frau Müller schlug ein Kartenspiel vor, etwa Grabuche, was die Großmutter sehr liebte, wie sie wußte. Fräulein Julchen zog Mariage allen anderen Spielen vor; da aber nur unser kleiner Freund dieses Spiel kannte, so sagte sie mit einigem Zögern und etwas Erröthen, da es doch nicht schicklich sei, sich von der Gesellschaft zu separiren, so wolle sie lieber an dem gemeinsamen Spiel Theil nehmen. —

So verging der Rest der Festtage. Fräulein Julchen hatte etwas „Geschnittenes" zum Butterbrod spendirt und machte mit demselben Anstand die Wirthin am Theetisch, wie vorhin beim Kaffee. Frau Mein sagte, indem sie die kleine Frühstücksserviette sehr sorgsam über ihr dunkelgrün wollenes

Kleid breitete, damit ja kein Tröpfchen Thee oder kein Stückchen fettes Brod darauf fiele, wenn die Damen ihr jetzt einmal die Ehre ihres Besuchs schenken wollten, um die sie sehr bald bitten würde, so könne sie ihnen auch mit diesen allerliebsten Dingerchen aufwarten, und Luise erndtete noch einmal Lob über ihr sinnreiches Geschenk. —

Als aber endlich die Uhr der kleinen Kapelle des Stifts acht geschlagen hatte, ließen sich die Gäste wirklich nicht länger halten. Fräulein Julchen wollte zwar noch einmal dasselbe Manöver mit Herrn Berger's Mäntelchen machen, wie vorhin mit seinem Hut, aber Frau Müller meinte, da sie den langen Weg bis nach Hause hätten und die alte Frau wohl schwerlich an die kalte Nachtluft gewöhnt sei, wolle sie nun auch nicht weiter in sie dringen und ihnen für den frohen Nachmittag sehr dankbar sein. Fräulein Julchen sah sehr mißvergügt dabei aus, überzeugte sich indessen, daß ihr Widerstreben allein nicht mehr fruchten würde, und gab seufzend den „Arrestanten" seinem Besitzer zurück, der heilfroh war, so leichten Kaufs wieder zu seinem Eigenthum gekommen zu sein. Luise wickelte die Großmutter sorgsam in Mantel und Kappe, Herr Otto Berger schlug sein kurzes Mäntelchen sehr graziös um seine derangirte Schulter und antwortete auf

Frau Müller's theilnehmende Frage, ob ihm das kleine Fähnchen warm genug sei? —

„Mir nicht warm genug? Liebe Frau Müller, ich trage diesen vortrefflichen Alma viva nur des Anstandes wegen. Wenn ich mich jetzt schon so verwöhnen wollte, was sollte ich thun, wenn ich alt werde? — In meinen Jahren friert man nicht so leicht und Sie wissen, ich leide ohnehin oft an Echauffement." —

„O, ich auch", betheuerte Fräulein Julchen, indem sie die rosenfarbigen Bänder ihres Häubchens ein wenig lüftete und sich mit ihnen Kühlung zufächelte, „ich bedauere alle Menschen aufrichtig, die sich damit plagen müssen, und tröste mich mit der Hoffnung, daß sich mit den Jahren dergleichen gewöhnlich verliert." —

„Sie sehen alle Beide freilich nicht nach Echauffement aus", lächelte Frau Mein, „aber hineinsehen kann kein Mensch." —

Nachdem der lange Abschied mit seinen Danksagungen, Bitten und Versprechungen, bald wieder zu kommen, vorüber war, den Fräulein Julchen in ihrer jugendlichen Uebertreibung gern noch länger ausgesponnen hätte, ging's hinaus in die helle, kalte Winternacht. —

Die Sterne funkelten klar und frostig am Him-

mel, die schmale Sichel des Neumondes hing über der Erde, der Schnee blitzte auf dem Wege, dem Felde und den Bäumen und der scharfe Hauch der Winternacht, „der es etwas zu gut meinte“, wie die alte Frau sagte, kühlte wohlthätig die heißen Stirnen und die noch heißeren Herzen der zwei jungen Leute.

Herr Berger zog seinen Alma viva fest und dicht um sich, trotz seines Echauffements, und äußerte sich anerkennend über die Liebenswürdigkeit der beiden Damen gegen Frau Mein, der er seinen Arm angeboten hatte, obgleich sie ihn fast an Kopfeslänge überragte und den weit stärkeren Arm Rudolph's lieber genommen hätte, an dem sie wirklich eine Stütze gehabt haben würde. Aber sie kannte die leichtverletzliche Natur ihres kleinen Cavaliers zu gut, um nicht zu wissen, daß sie ihn tödtlich beleidigt haben würde, hätte sie diesen Ritterdienst ausgeschlagen. Sie konnte sich aber nicht enthalten, einmal unterwegs mit gutmüthiger Neckerei zu sagen:

„Was Sie aber für einen feinen, dünnen Arm haben, Herr Berger! Man möchte meinen, er müßte zerbrechen, wie ein Schwefelstückchen, wenn man sich recht herzhaft darauf lehnen wollte.“ —

Trotz seiner wiederholten Versicherung, daß er von jeher ausgezeichnete Muskelkraft besessen habe

und sie es dreist mit ihm wagen dürfe, unterließ die alte Frau dieses Experiment doch und in weniger als einer Stunde waren sie daheim und plauderten noch ein Weilchen, gemüthlich in eine Sophaecke gelehnt, von der Gastfreiheit der Stiftsdamen und dem angenehm verlebten Feiertag. —

Als die Uhr zehn schlug, schlief die Großmutter bereits fest und tief nach den Anstrengungen des Tags und Luise saß wieder wie gestern Abend an dem kleinen Tisch vor ihrem Bett, den schweren, heißen Kopf in die Hand gelegt, das schöne, neumodische Kästchen vor sich, welches das alte, unmodische Gebetbuch verdrängt hatte, und träumte mit offenen Augen von den Erlebnissen dieser letzten Tage. — Der klare Festtagsmorgen war unter den Wolken und Nebeln des Tages untergegangen und keine Sonne konnte diese wieder zerstreuen! —

Lassen wir Alle schlafen, die schlafen können, zu denen Herr Berger auch gehörte, welcher, zwar angenehm angeregt von der zuvorkommenden Freundlichkeit der beiden Damen, aber keineswegs so aufgeregt war, um nicht schlafen zu können, wie Rudolph und Luise, die Beide heut' so Wichtiges erlebt hatten, wie noch nie zuvor in ihrem früheren Leben! —

Lassen wir also schlafen, wer's kann, und wer's

nicht kann, mag denken, träumen und hoffen, was sein jugendliches Herz begehrt! — Auch sie werden schon schlafen, wenn das Sinnen und Träumen vorüber ist, denn der Schlaf der Jugend ist ein köstliches und unzerstörbares Privilegium und behauptet immer sein Recht über die Anforderungen des Tages! —

Fünftes Kapitel.

Ein Paar Monate waren seit diesem Christfest verflossen. Das Leben dieser so verschiedenartigen Personen war wieder in sein altes Geleise gekommen, ohne Mühe, ohne eine Spur davon zu hinterlassen, daß die Räder des vorwärts rollenden Lebenswagens wirklich den alten Weg verlassen oder doch in Gefahr gewesen waren, daraus verdrängt zu werden. Die wenigen unserer Bekannten, denen nichts Besonderes widerfahren war, Frau Müller, Herr Berger und Frau Mein, lebten nach wie vor ihr stilles, monotones Leben und erinnerten sich mit ruhigem Behagen der so angenehm zusammen zugebrachten Stunden. —

Fräulein Julchen hatte einige Zeit nach diesem ersten Festtage an Herzklopfen gelitten. Frau Müller, die keine Ahnung von der wahren Ursache dieses

Leidens hatte, meinte, das käme von der rauhen Jahreszeit, da gäbe es stets allerlei größere und kleinere Beschwerden und mit dem Sommer regulire sich gewöhnlich die gestörte Circulation des Blutes wieder.

Unser guter Herr Berger hatte sich seitdem nicht wieder bei den Stiftsdamen sehen lassen. (Dies Mal siegten seine festen Grundsätze über die Pflichten eines Mannes von Welt.) An einem schönen Nachmittag in der Fastenzeit hatte sich Frau Mein die Ehre des Gegenbesuchs der beiden Schwestern ausgebeten und sie auch erhalten. Herr Berger sollte natürlich auch „mit von der Partie sein" und hatte auch nach einigem Sträuben zugesagt. Leider wurde der arme Schelm aber die Nacht vorher so von Zahnweh geplagt, daß seine rechte Wange in Folge dessen zu einer abnormen Peripherie angeschwollen war, die zu der linken im schreiendsten Contraste stand, welcher bekanntermaßen sehr mager und dünn war, so daß sich der kleine, eitle Mann nicht entschließen konnte, in diesem Zustand vor den Damen zu erscheinen, und lieber dem Vergnügen ihrer Gesellschaft entsagen wollte. —

Frau Müller stieg die drei Treppen zu ihm hinauf, um ihn wenigstens zu sehen und einen „guten Tag" zu wünschen, aber Fräulein Julchen

hätte sich lieber „den kleinen Finger abgebissen", um mit Frau Mein zu reden, als ihre Schwester zu begleiten, obgleich die gute, alte Frau sie wiederholt versicherte:

Da sei ja nichts dabei und in gewissen Jahren müsse ein Mädchen sich nicht zu sehr geniren, sonst sähe es leicht wie Ziererei aus. —

Aber Fräulein Julchen wies auch nur den Gedanken einer solchen Möglichkeit von sich, der ihrer reinen, jungfräulichen Seele ein Gräuel war. Zwar sprach der Wunsch sehr laut in ihr, den „armen, guten Herrn Berger" zu sehen, aber sie opferte freiwillig diesen so natürlichen Wunsch dem Anstand und blieb unten bei ihrer freundlichen Wirthin. Meine gütigen Leser werden gewiß mit mir übereinstimmen, wenn ich wiederhole, daß Fräulein Julchen wirklich ein sehr anständiges Mädchen war und nicht nur darauf bedacht, tugendhaft in Worten und Werken zu leben, sondern geflissentlich bemüht, selbst den Schein einer Uebertretung zu vermeiden. Ob sie nun in ihrem Leben oft in Versuchung gerathen war, Beides zu verletzen, lassen wir dahingestellt, wollen aber zur Ehre der Menschheit hoffen, daß sie auch in diesem Falle fest geblieben wäre und den Erbfeind derselben überwunden hätte, mit dem siegenden Blick der Un-

schuld, der lauter, als Worte es vermögen, diesem zuruft: Vade retro, Satanas! —

Demnach wies sie selbst die Frage ihrer Schwester, ob sie nicht den armen Patienten wenigstens von ihr grüßen solle? mit keuscher Entrüstung von sich:

„Um keinen Preis! Was sollte er von mir denken?" —

Frau Mein versicherte sie abermals, daß Nichts bei solchem Gruß wäre und er sich sicher nichts dabei denken würde, aber es blieb dennoch dabei. Frau Müller machte ihren kurzen Krankenbesuch allein und ohne Gruß ab, brachte aber eine schöne Empfehlung des kleinen, galanten Mannes an die Damen mit, welche Fräulein Julchen höchst geschmeichelt für sich allein in Empfang nahm.

Nach diesem Besuch bei Frau Mein nahmen das Unwohlbefinden und das Herzklopfen unserer jungen Freundin zusehens ab und sie gehörte bald mit zu den Glücklichen, deren Leben sich still und ereignißlos abspann und an dem man keine Spur einer kurzen, lieblichen, aber vergeblichen Hoffnung mehr bemerkt. —

Frau Mein war den Winter über oftmals leidend gewesen und hatte sich nur wenig um den Ladenverkauf bekümmern können. Mit dem Frühling hoffte die alte Frau, diesem Uebelstand abzu-

helfen, und sie freute sich der täglich wärmer werdenden Luft und des helleren Sonnenscheins.

Herrn Berger's geschwollene Wange war längst wieder in ihre normale Form zurückgewichen und sein Leben unverändert dasselbe, wie seit vielen, vielen Jahren. Seine Tage füllte er nach wie vor mit den Uebungen auf seiner Violine und den Unterrichtsstunden, seine Abende mit den Concerten im kleinen Vorstadttheater und sein Herz noch immer unverdrossen mit der alten, schönen Hoffnung aus, daß seine Künstlerschaft entdeckt und bewundert würde, wenngleich noch in der zwölften Stunde und daß er als geliebter und liebender Gatte des ausgezeichneten Mädchens, das er bis jetzt vergebens gesucht, dem Undank und der Verkennung einer Welt würde trotzen können, die ihre vorzüglichsten Männer im Leben darben und ihnen nach ihrem Tode Denkmäler und Statuen errichten läßt! —

Gönnen wir dem braven Mann, der in der That ein Fünkchen von dem göttlichen Licht des Genius in sich trug, dem aber die Ungunst seiner Verhältnisse nicht gestattete, dieses zur reinen, hellen Flamme anzufachen, seine Hoffnungen und Wünsche, die er jahrelang mit einer eisernen Consequenz genährt und festgehalten hatte, welche eines besseren Zwecks würdig gewesen wäre!

Wir werden im Verlauf dieser Erzählung keine Gelegenheit haben, diese Persönlichkeiten wieder zu berühren, die wir im Stift um den Kaffeetisch so gemüthlich zusammen gesehen haben, außer Luise, deren Geschick auf's Engste mit dem der früher eingeführten Personen verknüpft ist, und gönnen ihnen ihr einfaches, stilles Loos, das sie zwar nicht auf die Höhe von Ruhm und Glück gebracht, sie aber auch bewahrt hat vor den Stürmen und der Hitze großer Leidenschaften und ungewöhnlicher Geschicke. —

Auch Rudolph dürfen wir hinfort nicht oft mehr erwähnen, wenngleich wir ihm noch ein Mal wieder begegnen werden, und ich darf meine gütigen Leser versichern, daß der junge Mann die Leiden und Kämpfe seiner ersten, unerwiederten Liebe schön und fest ertrug und in der Arbeit und dem Streben, vorwärts zu kommen, einen mächtigen Ableiter für alle trüben Gedanken fand, die sein junges, unerfahrenes Herz bestürmten. Zwar machte sich diese erste Täuschung nachhaltig bei ihm bemerkbar. Er wurde ernst und still und seine Mutter betrachtete ihn oft mit sorgendem, prüfendem Blick. Aber sein robuster Körper litt nicht bei diesen Stürmen einer so schnell erwachten und so langsam bekämpften Leidenschaft, seine Gesundheit

blieb unverändert gut und da es bald bekannt geworden war, wie tüchtig und fleißig er in seinem Fache war, bekam er eine Anstellung in einem der ersten Ateliers der Stadt. Seinen anfänglichen Plan, selbst eins zu errichten, gab er vor der Hand auf, da sein Erwerb so gut war, daß er einen lange gehegten Wunsch erfüllen konnte, das Hinterstübchen des Herrn Berger, das dieser ihm vor Jahren eingeräumt hatte, zu verlassen und sich ein nettes, kleines Logis zu miethen, in dem er sich seine Junggesellenwirthschaft so behaglich wie möglich einrichtete.

So verließ er bereits im Sommer das gastliche Haus der braven Wittwe Mein, das dem armen, jungen Maler so lange Obdach gewährt hatte, und damit die Gesellschaft des treuen Freundes, der Vaterstelle bei ihm vertreten hatte, so lange er deren bedürftig gewesen war. Freilich wurde sein Auge trübe und sein Herz schwer, als er zum letzten Mal als Bewohner die steilen Stufen emporstieg, die zu der verlassenen Wohnung und der des Herrn Berger führte. Freilich zitterte seine Stimme hörbar, als er der guten Frau Mein für alle Liebe dankte, die sie dem armen Knaben erwiesen und als er Luisens Hand zum Abschied faßte und lange, lange festhielt, als wollte und könnte

er sie nicht wieder loslassen für's Leben, da übermannte ihn sein Gefühl und er eilte zur Thür hinaus, so schnell er nur konnte. —

Frau Mein rief ihm noch nach, er solle doch nach wie vor so oft zu ihnen kommen, wie er Lust und Zeit habe, aber sie erhielt keine Antwort auf diese gut gemeinte Bitte. Er war schon draußen auf der Straße und stürmte eben so heftig und schnell seiner neuen Wohnung zu, wie er die alte verlassen hatte. Hier warf sich der junge, leidenschaftliche Mann auf einen Stuhl und weinte und schluchzte wie ein Kind. Dies war aber auch das letzte Mal, daß er seinen Gefühlen erlaubte, Herr über sich zu werden. — Er kam noch dann und wann zu den beiden Frauen, die ihn stets mit der gleichen Herzlichkeit begrüßten. Er verbrachte wohl noch hin und wieder an Sonn- und Festtagen ein Paar Morgenstunden in der alten, lieben Behausung des kleinen Musikers, dessen Herz mit unveränderter Liebe an seinem jungen Freunde hing, aber es war nie wieder so geworden wie ehedem und konnte auch nie wieder so werden, denn Luise war nicht mehr dieselbe.

Hätte Rudolph in ihr dasselbe Wesen wiedergefunden, das sie vor jenem verhängnißvollen Christabend gewesen war, er hätte schnell seine Skrupel

überwunden und das Geschehene vergessen. Er wäre so lange in dem kleinen Hinterstübchen drei Treppen hoch geblieben, bis er zu ihrer Großmutter hätte gehen und ihr sagen können:

„Ich kann Ihre Luise jetzt ernähren und wenn sie mich haben will und Sie wollen sie mir geben, so will ich sie lieben und auf Händen tragen mein Lebenlang.“ —

Frau Mein hatte wahrscheinlich etwas Derartiges erwartet; als aber der junge Mann immer schwieg und endlich ganz von ihr fortzog, da schüttelte sie bedenklich den grauen Kopf und sagte:

„In meiner Jugend war's doch ganz anders, als heut' zu Tage! Hatte da ein junger Mensch ein Mädchen gern, so sagte er's den Eltern, und fanden die ihn recht, so gab's bald Hochzeit im Hause; aber jetzt will Alles Romane spielen, verliebt sich, erzürnt sich und rennt davon und man hat das Nachsehen. Ach, die gute, alte Zeit!“ —

Eben weil sie Rudolph selbst so lieb hatte und schätzte, hätte sie ihm auch gern „das Kind“ gegeben. Nun es aber anders gekommen war, tröstete sie sich und meinte:

„Glück will Zeit haben! Sie ist ja noch jung und es kommt schon ein Anderer, den sie auch lieber hat, als den Jungen, denn sie wird

immer hübscher und ist ein braves, herziges Kind!" —

Luise merkte von Alledem nur wenig. Es betrübte sie zwar, daß Rudolph immer seltener zu ihnen kam, und als er endlich ganz fortzog, meinte sie, das wäre doch nicht recht von ihm. Wären sie ihm sonst gut genug gewesen, als er nichts hatte, so müßten sie es ihm jetzt auch sein, wo er mehr bekommen habe.

„Ueberdem kann er ja nur kommen, wenn er Verlangen hat, uns zu sehen", schloß sie, „er weiß, daß er uns stets willkommen ist!" —

Aber sie wartete nicht auf ihn, so lieb ihr seine Gegenwart immer noch war. Anfänglich hatte sie ihn vermißt, denn seine immer gleiche Laune und sein heiteres Temperament waren ihr stets angenehm gewesen. Aber auch das war in letzterer Zeit anders geworden. Er hatte seit lange immer still und wortarm bei ihnen gesessen, er hatte keine Zeit mehr gehabt, ihnen vorzulesen, und ihre Musikübungen waren immer kürzer und seltener geworden, bis sie zuletzt ganz aufhörten.

So hatte sich unmerklich und langsam der Knoten gelöst, der das Band dieser zwei jugendlichen Existenzen so fest verschlungen zu haben schien, als könne er nun und nimmer wieder ge-

trennt werden. Sein Fortziehen zerriß es vollständig und Luise hatte viel mit sich selbst zu thun, zu denken und zu träumen, so daß die alte Frau weit mehr seiner gedachte und von ihm sprach, als sie. —

Luisens eigentliches Leben hatte mit diesem Christabend begonnen, an dem Rudolph's Leben seinen Abschluß gefunden hatte, wie er meinte. — Sie hatte zwar den räthselhaften Fremden nie wieder gesprochen, aber er war oft bei ihren Fenstern vorübergegangen und sein Blick und sein Gruß hatten sie jedes Mal mit einem Schauer von Glück durchbebt, den sie früher nie gekannt. Sie hatte Niemanden, dem sie ihr Geheimniß hätte anvertrauen können und mögen. Sie lebte es ganz allein für sich und dadurch gewann es an Tiefe und Intensivität. Auch sie wurde still und wortkarg, aber nicht ernst und trübe, wie Rudolph. In ihrem Inneren blühte ein ganzer Lenz voll Liebe und Lust, dessen Blüthen und Düfte sie berauschten. Seine Blicke sprachen ja fast täglich so beredt zu ihr, wie keine Worte es vermocht hätten, und deßhalb bedurfte sie auch keiner Worte. Sie wußte, obwohl er es ihr nie gesagt hatte, daß er ihrentwegen vorüberging, ihrentwegen die bescheidenen Blumen und Sträuche betrachtete, die am

Schaufenster ihres kleinen Ladens standen, wenn sie selbst nicht am Fenster war, und nicht eher fortging, als bis er sie gesehen und gegrüßt hatte. Sie wußte bald die Tageszeit, wann er vorüberzugehen pflegte, und versäumte sie nur, wenn sie nicht anders konnte, und lebte so von einem Male zum anderen. Den ganzen Rest des Tages dachte sie an ihn, warum er nie wieder herein gekommen, warum er sie so gern sähe, daß er täglich den Weg mache bei ihrer Wohnung vorbei, und des Nachts träumte sie von ihm und tausend köstlichen Dingen, die sie nicht wieder erzählen konnte, die sie glücklich machten und alle mit ihm in Verbindung standen. —

Es war ein wunderliches, aber wunderschönes Leben, das Luise jetzt führte, ein Traumleben, eine Art von geistigem Somnambulismus. Sie ging mit offenen Augen am Rande eines Abgrunds hin, aber sie schritt ebenso sicher und unerschrocken vorwärts, wie die Schlafwandlerin, denn sie sah die Untiefen zu ihren Füßen nicht und kannte nicht die Gefahr, in welcher sie schwebte. Auch sie wußte nicht, was sie that und was sie sah, aber sie that Alles unverändert, wie vordem, recht, ordentlich, aber maschinenmäßig. Ihr Herz allein lebte, während ihr war, als stünde ihr Leben still. Und

dennoch schritt dieses vorwärts, unaufhaltsam, der Entscheidung entgegen! —

So war es Frühling geworden und an einem schönen Tage, als die Großmutter aus der Kirche heim kam, die sie oft zu besuchen pflegte, sagte sie zu dem jungen Mädchen:

„Denke Dir, Kind, daß ich heut' eine Bekanntschaft gemacht oder, richtiger, eine alte erneuert habe! — Unsere frühere Nachbarin, die Frau des Kapitäns Hollmann, die so freundlich mit mir verkehrte und so nett von seinen vielen Abenteuern zu Wasser und zu Lande erzählen konnte, saß heut' neben mir in der Kirche. Ich erkannte sie sogleich, denn sie wohnte uns lange gegenüber, war eine gute Kundin für uns und bezahlte immer gleich und baar. Es that mir damals leid, als sie fortzogen, und ich wollte anfangs immer mich einmal nach ihr umsehen, um zu erfahren, wie es ihr erginge. Aber, wie's gewöhnlich zu gehen pflegt, es gab andere Dinge zu verrichten, die wichtiger waren, und so ließ ich denn die gute Frau ihre Wege gehen. Heut' freute ich mich sehr, als wir uns so unverhofft wiedertrafen und beim Auseinandergehen begleitete sie mich noch ein gut Stück Weges, fast bis vor unsere Thür und bat mich so freundlich und dringend, doch einmal bei

ihr vorzusehen, daß ich nicht umhin konnte, es ihr zu versprechen. Sie nannte mir Straße und Nummer, wo sie wohnte, und Dich wollte sie auch gern einmal sehen, da sie Dich nur als Kind gekannt hatte und stets sehr gut gegen Dich gewesen war. Wenn ich wieder ausgehe, erinnere mich daran, daß ich es nicht vergesse, sie aufzusuchen, denn sie ist wirklich eine artige Frau." —

Luise legte diesem anscheinend geringfügigen Umstand keine große Wichtigkeit bei und vergaß ihn sehr bald. So vergingen ein Paar Wochen, ohne daß die Großmutter selbst wieder an ihr noch unerfülltes Versprechen dachte. Sie rief Luisen und zankte ein wenig mit ihr:

„Solch' ein junges Ding, wie Du, darf nichts vergessen! — Unsereins hat seinen alten, schwachen Kopf und so viel da einzunehmen, woran Ihr Jungen gar nicht denkt. Aber so geht's! Das denkt an lauter tolle Dinge und vergißt darüber die Hauptsachen. Aber heut' gehe ich zu ihr, damit ich es nicht wieder vergesse, und ein anderes Mal gehst Du auch zu ihr. Ich werde schon dafür sorgen." —

Als Frau Mein nach einigen Stunden wieder kam, äußerte sie sich sehr zufrieden über „diese aufgewärmte Bekanntschaft": —

„Wie hübsch sie wohnt!“ rief sie ein über das andere Mal, „und wie nett und sauber sie Alles hält! — Bei der sieht man recht, daß durch ordentliches Haushalten Kisten und Kasten voll werden. Und beim Fortgehen habe ich ihr fest versprechen müssen, Dich sehr bald zu ihr zu schicken, denn sie brennt vor Begierde, Dich zu sehen.“ —

„Aber warum kommt sie nicht lieber selbst einmal her?“ fragte Luise, durchaus nicht erbaut von dieser neuen Freundschaft.

„Da seht einmal den Grünschnabel!“ rief die alte Frau, nun wirklich ernstlich böse, „wie so ein Ding die Nase hoch hält! Meint, eine alte, kränkliche Person sollte zu ihr kommen, wenn sie sie sehen möchte, und beachtet die Güte nicht einmal, die in solchem Wunsche liegt! — Nimm Dich in Acht, Du Guck in die Welt! Du hast Anlagen, hochmüthig zu werden, und Hochmuth kommt immer vor dem Fall!“ —

„O nein, liebste Großmama,“ antwortete das junge Mädchen sehr sanft, „ich bin gewiß nicht hochmüthig und um Dir zu beweisen, wie sehr ich die Freundlichkeit der Frau Hollmann anerkenne, will ich recht bald zu ihr gehen. Wie sollte ich dazu kommen, hochmüthig zu werden?“ —

„Das meine ich auch!" erwiederte die alte Frau, wieder besänftigt und dabei blieb es auch. —

So schnell wurde zwar nichts daraus. Die Großmutter hatte wieder ihren bösen Katarrh und mußte ein Paar Tage das Bett hüten. Als dieses jedoch vorüber waren und mit ihnen der Husten, ging Luise in ziemlich später Nachmittagsstunde zu der freundlichen Frau, förmlich beladen mit Grüßen und Instruktionen, wie sie sich zu benehmen habe und daß sie ja diese einladen solle, den Besuch baldmöglichst zu erwiedern. —

Es ist eine oft aufgeworfene und noch immer nicht beantwortete Frage, ob es Ahnungen giebt oder nicht? — Ich selbst glaube fest daran. Obgleich mich bis auf diese Stunde noch kein Vorgefühl vor irgend einer Gefahr gewarnt hat, weder vor einer äußeren, noch einer inneren, so steht doch mein Glaube daran fest und ich finde ihn sehr natürlich, wenngleich ich nicht sagen kann, warum? —

Luise hatte weder etwas von Ahnungen gehört, noch gelesen. Sie hätte sich auch den Kopf nicht zerbrochen, ob sie daran glauben solle oder nicht, wäre einmal dies Thema in ihrer Gegenwart besprochen worden. Dennoch fühlte sie eine Art von Widerwillen gegen diesen Besuch, ein Ge-

fühl, das ihr vollkommen fremd und sogar unbegreiflich war, denn sie war früher immer sehr dankbar für jede Art von Freundlichkeit gewesen, die ihr bewiesen wurde, und liebte es, mit Menschen zu verkehren.

Freilich war dies Letztere jetzt auch anders geworden. Sie hatte den frischen Blick in Welt und Leben, das leichte Gemüth und den sorglosen Genuß des Augenblicks nicht mehr, die sie früher besessen und die so köstliche Symptome eines freien, unbefangenen Herzens sind. Ihre Gedanken waren zu sehr in Anspruch genommen von anderen Dingen, an die zu denken ihr lieber war, als eine gleichgültige Unterhaltung mit Fremden. Sie hatte Wünsche und Hoffnungen, die sie sorgsam geheim hielt, wie einen kostbaren Schatz und sie fand die Erfüllung derselben von einem Tage zum anderen nur zu Hause, denn draußen auf der Straße hatte sie den geliebten Gegenstand dieser süßen Unruhe noch nie gesehen und wußte auch, daß sie ihn bei keinem ihrer Bekannten treffen konnte. Außerdem gebot ihr Geschäft ihr fast den ganzen Tag über eine fade, nichtssagende Conversation, immer gleiche Artigkeit und immer freundliches Lächeln und an Beidem ließ sie es nie fehlen. Sie war viel zu gewissenhaft in Erfüllung ihrer Pflicht,

denn jetzt, wo die Großmutter oft kränkelte und dem Geschäft nur noch selten vorstehen konnte, betrachtete sie die Führung desselben als solche und gab von der wenigen, freien Zeit, die ihr für sich selbst blieb, um ihr inneres Leben zu genießen, das sie für ihr eigentliches, wahres hielt, nur sehr ungern etwas her. —

War dies der Grund der Verstimmung, die sich ihrer Seele bemächtigt hatte, als sie den Weg zu einer Frau antrat, von der ihre Großmutter nur Freundliches erfahren hatte? — Oder wirkte eine dunkle, unverstandene Ahnung auf ihre Gefühle ein, daß von diesem Besuch die Entwickelung ihres ganzen Lebens, ihre Zukunft abhängen würde? —

Lassen wir das dahingestellt. Unsere Seele mit ihren leisesten Ahnungen und Regungen ist ja einmal die terra incognita, zu der noch kein Columbus den Weg gefunden hat und finden wird, sie kennen zu lernen! — Es wäre vielleicht auch ohne diesen Besuch so gekommen, wie es später kam, auch ohne die Mitwirkung dieser Frau, zu der sie so wider Willen den Weg machte. Das Schicksal weiß seine Loose zu mischen und seine Wege zu gehen, daß der Mensch seiner Bestimmung nicht entgehen kann! —

Luise wußte weder etwas von ihrer Bestimmung,

noch von dem Walten jener geheimnißvollen Macht im Menschenleben, der schon die Alten als Fatum das Loos ihrer Götter untergeordnet hatten. Sie ging hin, weil ihre Großmutter es gewollt, und bereute es nicht, diesen Wunsch erfüllt zu haben, als sie eine Weile bei der Frau Hollmann gewesen war. Sie hatte ihr so allerliebste Sachen zu zeigen, die ihr Mann nach und nach von seinen Reisen mitgebracht hatte: ausgestopfte Vögel, z. B. niedliche, buntschillernde Kolibri, — seltene Muscheln, chinesische Arbeiten aus Seifenstein, allerliebste, künstlich verfertigte Figuren mit ihren eigenthümlichen Gesichtern, langgeschlitzten Augen und steifen Schnurrbärten; — kurz, Luise hatte so viel zu sehen, zu bewundern und zu hören, daß ihr die Zeit verging, sie wußte selbst nicht, wo sie geblieben war. —

Sie sagte dies auch ihrer freundlichen Wirthin, dankte ihr für alle Güte, richtete die Grüße und Bitten ihrer Großmutter getreulich aus, meinte auch, es sei Zeit, an's Haus zu denken, und stand bereits auf, um Abschied zu nehmen, als die Thür sich öffnete und ein junger Mann eintrat, den Frau Hollmann sehr bekannt begrüßte und ihn Luisen mit den Worten vorstellte: —

„Mein Neffe, Alphons Werner!“ —

Dann wandte sie sich zu ihm und sagte mit der größten Unbefangenheit:

„Wo kommst Du denn her, mein Junge? — Nun, da Du einmal da bist, komm her und setze Dich zu uns. Ich habe Briefe von meinem Mann gehabt, seitdem Du nicht hier gewesen bist, und er hofft, bald auf hier zu kommen!" — —

Luise hatte auf den ersten Blick den Eintretenden erkannt. Alles Blut war aus ihrem Antlitz, alles Leben aus ihrer Brust gewichen. Bleich, athem- und regungslos blieb sie stehen, ganz so, wie sie sich beim Eintreten des fremden Herrn erhoben hatte. Ihre Augen hafteten auf dem Antlitz vor ihr, das sie nie so nahe gesehen hatte und dennoch, Zug für Zug, kannte, weil sie es immer vor sich gesehen, wachend und träumend, und das ihr junges Herz mit unwiderstehlicher Gewalt gefangen hielt. Auch er schien betroffen, aber er faßte sich schnell, trat auf sie zu und begrüßte sie mit solcher Herzlichkeit und Feinheit, als wären sie alte Bekannte und setzte sich dann zu seiner Tante, anscheinend mit großem Interesse den Berichten derselben über ihren Mann zuhörend.

Seine Fassung gab ihr die ihrige wieder. Sie fühlte, sie dürfe es sich nicht länger merken lassen, daß sie ihn wieder erkannt habe. Sie hätte sich

ja sonst ihm gegenüber blamirt, wie schon einmal, und dies Mal noch schlimmer, als das erste Mal. —

Sie nahm also äußerlich ruhig ihren Platz wieder ein und beschäftigte sich sehr angelegentlich mit einem schönen, grauen Kakadu, welcher sich in einem weiten, goldenen Ringe wiegte, der in einem grünen Käfig angebracht war, und dann und wann einen heiseren Laut hören ließ.

Während Frau Hollmann's langer Erzählung, die von Luisens tödtlichem Erschrecken nichts gesehen zu haben schien, errang sie ihre Fassung vollkommen wieder. Als das Gespräch allgemeiner wurde und Luise gezwungen war, auch „etwas zu sagen", konnte sie wieder auf die Späße und Anekdoten der redseligen Frau eingehen, die sie zum Besten gab, und lachte so herzlich, als wäre sie wirklich so heiter und unbefangen, wie sie schien.

Innerlich aber war sie es keineswegs. Sie fühlte mit einem Beben, das ihr Herz ergriff und es mit heißen Schauern erfüllte, daß dies Zusammentreffen nicht so zufällig war, als es den Anschein hatte, daß Frau Hollmann weder ihre Großmutter, noch sie selbst nach so vielen Jahren wieder aufgesucht haben würde, wäre es nicht ihres Neffen wegen geschehen, dem sie jetzt gegenüber stand, Auge in Auge, mit dem sie sprach, aber

ruhig und ernst und jedes Wort erwägend, das sie sagte. Sie wußte, daß es sein Werk war, daß sie sich hier befand, sie fühlte seine schönen Augen, die eine so beredte Sprache führten, auf sich geheftet, sie merkte, daß er sie immer und immer wieder in's Gespräch zog und sie selbst sprechen machte und als sie nach einer halben Stunde sich wieder erhob, sich gewaltsam von dem Zauber losreißend, den seine Gegenwart auf sie ausübte, da stand auch er auf und sagte, wenn sie es ihm erlaube, würde er sie begleiten, denn seine Wohnung läge nicht weit ab von der ihrigen, welche Bitte sie ihm natürlich nicht abschlagen konnte.

Frau Hollmann war blind und taub. Sie sah weder Luisens purpurerglühtes Antlitz, noch ihre immer wieder von Neuem hervorbrechende Verlegenheit, sie hörte nichts von dem Anerbieten ihres Neffen, mit dem fremden Mädchen zu gehen, sie mußte sehr wenig Welt- und Menschenkenntniß haben und entließ Luisen mit einem solchen Strom von schönen Worten, daß sie kaum etwas darauf erwiedern konnte und sich auf der Straße an der Seite ihres Begleiters befand, ohne zu wissen, wie sie hinausgekcmmen war.

Hier nun, wo Beide allein waren, unbemerkt und unbeobachtet von fremden, gleichgültigen Men-

schen, die hin- und herrannten und sich in ihrer Ameisengeschäftigkeit blutwenig um die beiden einfach gekleideten Spaziergänger bekümmerten, hier bat sie der junge Mann mit seiner schönen, wohlklingenden Stimme, seine Tante bald wieder zu besuchen, denn nur dann habe er die Hoffnung, sie wieder zu sehen, wonach er sich doch schon so lange heimlich gesehnt habe.

Luise kam in unbeschreiblicher Verwirrung nach Hause, welche die alte Frau jedoch nicht bemerkte, da der Laden gerade sehr voll war und das junge Mädchen erst Hut und Tuch ablegen mußte, ehe sie hineinging, die Großmutter abzulösen.

So wurde es Abend, ehe sie Zeit fand, dieser von ihrem Besuch zu erzählen und die Grüße und Bitten auszurichten. Sie that dies Alles mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit, unter welcher sie jetzt ihre große innere Unruhe verbarg. Sie erzählte auch ganz en passant von dem Neffen der Frau Hollmann, welcher gerade gekommen war, wie sie im Begriff gewesen, fortzugehen, worauf sie noch ein Weilchen dageblieben und er dann mit ihr einen Weg gegangen sei; — daß sie aber in ihm den Fremden wieder erkannt, der am Abend vor Weihnacht bei ihr gewesen, den sie in dem kostbaren Schlitten, inmitten des eleganten Zuges, gesehen,

ein Räthsel, das zu lösen sie sich fest vorgenommen, koste es, was es wolle, dessen Anblick sie monatelang erfreut hatte, das sagte sie der alten Frau nicht und daran that sie sehr Unrecht. Hätte sie an diesem Abend aufrichtig mit ihr gesprochen, ihr entdeckt, wie ihr Herz bei diesem Zusammentreffen betheiligt war, sie wäre viel klüger gewesen und vielleicht später nicht so elend geworden. —

Frau Mein fand natürlich nichts Arges darin, daß ihre neue Freundin einen Neffen besaß, welcher ihre Enkelin nach Hause begleitet hatte, und unterhielt diese Bekanntschaft, die ihr viel Vergnügen machte und woran der Frau des Kapitäns so außerordentlich viel gelegen zu sein schien. Sie selbst traf „den Neffen" auch einige Male dort und war ganz entzückt von „dem feinen, jungen Mann, der so angenehm zu sprechen und so gut mit der alten Frau umzugehen wußte". —

Luise gewöhnte sich schnell an den Gedanken, den Geliebten ihres Herzens dort zu treffen und gab sich allmälig unverhohlen dem Zauber seiner Unterhaltung und dem Glück seiner Gegenwart hin, daß endlich selbst der Tante die Schuppen von den Augen zu fallen begannen und sie einsah, daß sich „die zwei Leutchen gern sähen", wie sie lächelnd gegen die Großmutter bemerkte. —

Als der Sommer zur Neige ging und das Laub anfing, sich bunt und bunter zu färben, gab es zwei glückliche Menschen auf Gottes schöner Erde: Alphons und Luise. — Sie waren verlobt und das junge Mädchen strahlte von einem so tiefen, innerlichen Glück, daß seine Strahlen sich nach außen hin Bahn brachen und ihre Schönheit erhöhten. Alphons lebte nur für seine reizende Braut und die beiden Frauen waren ein Herz und eine Seele. —

Alphons arbeitete auf dem Comptoir eines großen Handlungshauses und verdiente ein nettes Sümmchen, hatte aber dagegen sehr wenig freie Zeit, seiner Liebe zu leben und Luisen öfters zu sehen. Frau Hollmann meinte, wenn Luise den Ladenverkauf dazu behielte, könnten sie zur Noth schon fertig werden, wenn's einmal mit Ernst an's Heirathen ginge, was doch unter jetzigen Umständen das Erste sein würde, wonach sie hinsteuern würden. —

Das Leben also und die Zukunft lagen so sonnenhell vor Aller Blicken, daß kein Auge nur den Schatten einer Wolke am Horizont hätte entdecken können, wenn sie überhaupt an Schatten und Wolken gedacht hätten! —

Luisens Skrupel in Betreff der Schlittenfahrt

waren schon lange zerstreut. Alphons hatte ihr, auf ihre Frage danach, geantwortet, es sei die Tochter seines Prinzipals gewesen, die er an jenem Tage gefahren hätte. Diese Ehre sei ihm nur dadurch zu Theil geworden, daß der Bruder derselben, welcher sie hätte fahren wollen, plötzlich unwohl geworden sei und sie nicht gern diesem Vergnügen hätte entsagen wollen, auf das sie sich schon so lange gefreut. Demnach hätte sein Prinzipal ihn aufgefordert, die Stelle des Erkrankten bei seiner Tochter zu vertreten, welchen Vorschlag er natürlich nicht habe ablehnen können. —

Auch wegen des anonymen Geschenks hatte er beichten müssen. Er gestand denn auch der schönen Inquisitorin, daß es in der That von ihm gekommen sei, daß er ein lang gespartes Sümmchen mit tausend Freuden dafür ausgegeben und daß ihn damals der Gedanke unsäglich glücklich gemacht: Luise habe eine Ahnung, wer der unbekannte Geber gewesen, ein Glück, mit dem er jetzt schon lange nicht mehr vorlieb nehmen würde. Von dem Schatten eines grauen Bedientenrocks und dem Blitzen eines silbernen Knopfes an einem Zipfel desselben sprach sie nicht einmal mehr, obgleich sie früher oft daran gedacht hatte. Es mußte natürlich nur eine Täuschung gewesen sein. Wie sollte der

einfache Comptoirist, der Neffe der schlichten Kapitänsfrau zu solchem Luxus kommen? — Er hätte sie unfehlbar ausgelacht, wenn sie ihm davon gesprochen hätte! —

Warum endlich Alphons den Topf mit den blühenden Veilchen nicht abgeholt oder habe abholen lassen, darüber erklärte er sich nicht näher. Es sei ihm gewesen, meinte er, als würde sie mehr an ihn denken, wenn sie sein Eigenthum noch längere Zeit vor Augen behielte, welche Voraussetzung das junge Mädchen lächelnd bestätigte. —

Und nach diesen drei gelösten Räthseln sah es (sans comparaison) in Luisens Herz aus, wie in den Mauern von Korinth, nachdem das schreckliche Räthsel der Sphynx gelöst und die Stadt von dem Ungethüm befreit worden: es gab nichts als Jubel, Liebe und Vertrauen! —

Es ist ein hartes, aber unumstößliches Naturgesetz, daß auf Sonnenschein Regen, auf Glück Leid folgt! —

Frau Mein hatte sich im Herbst lange und schwere Erkältungen zugezogen, an denen sie viele Wochen daniederlag. Luise war an ihr Bett und an den Laden gefesselt und jetzt gab's nur seltene und kurze Lichtblicke in ihrem plötzlich verdunkelten Leben. Dies waren die wenigen Stunden ihres

Zusammenseins mit Alphons, dessen Zeit beschränkt war und der nur selten einen Abend bei ihr zubringen konnte. —

Als das heilige Weihnachtsfest wieder kam, da sah es ganz anders aus in der kleinen, gemüthlichen Wohnung der alten Wittwe und ihrer schönen Enkelin, als im vergangenen Jahre. — Ein Sarg wurde in's Haus getragen und die hellen Lichter, die sonst immer um einen grünen Christbaum gebrannt und auf lauter lächelnde Gesichter und in lauter frohe Herzen geschienen hatten, beleuchteten jetzt die stillen, friedlichen Züge eines blassen Todtenantlitzes, das einem guten Menschen angehört hatte: der Großmutter Luisens! — Diese selbst kniete am Fußende des Sarges, die Hände vor's Gesicht geschlagen, die müden, von Nachtwachen und Thränen schweren Augen gegen das kalte Holz gedrückt. — Auch Herr Berger stand neben ihr und die gewöhnliche Steifheit seiner Züge war der Rührung gewichen, die sein treues Herz erfüllte, und Rudolph's blasses, trauriges Gesicht neigte sich über das weinende Mädchen, dem er mit seiner Gegenwart einen Trost gewährte, welchen ihr zu versagen er nicht im Stande gewesen wäre. —

Jetzt, wo sie verwaist und unglücklich war, fühlte der brave Junge die Verpflichtung, zu ihr

zu gehen und ihr freundlich und tröstend zuzusprechen. Als er sie vor einigen Monaten, strahlend vor Liebe und Glück, am Arm ihres Verlobten zuletzt gesehen, hatte er sich schweigend und mit dem festen Entschluß zurückgezogen, nicht wieder in das schöne, glückverklärte Antlitz sehen zu wollen, bei dessen Anblick das seinige tödtlich erblaßt war. — Er war seit jenem Tage nicht wieder in das Haus seiner alten Freundin und Wohlthäterin gekommen, bis diese selbst in ihr kleines, letztes Haus gelegt war, in welchem sie nun in wenigen Stunden ihre alte, so lange innegehabte Wohnung für immer verlassen sollte. —

Er hatte freilich dann und wann durch Herrn Berger Erkundigungen über das Befinden der Kranken eingezogen, an der er noch immer mit der unwandelbaren Treue seiner Gefühle hing und nie den Dank vergaß, den er ihr schuldete. Er hatte wohl oft gewünscht, sie selbst einmal zu sehen und zu sprechen, aber nicht den Muth in sich gefunden, das Mädchen wiederzusehen, das er so glücklich wußte, während er selbst so unaussprechlich elend war. Hätte er aber eine Ahnung von der schlimmen Wendung gehabt, die die Krankheit der Großmutter in den letzten Tagen genommen hatte, und von dem nun erfolgten Ausgang derselben, er wäre

doch noch einmal seinem Vorsatz untreu geworden und zu ihr gegangen, um wenigstens in seinem Herzen den Abschied für's Leben von der Sterbenden zu nehmen, welchen er nun von der Todten nahm.

Sobald er Nachricht von dem plötzlichen, sanften Tod der Greisin erhalten, war er zu Luisen geeilt, die er tiefgebeugt an der Leiche ihrer mütterlichen Freundin und Wohlthäterin gefunden hatte. Er hatte ihr seinen Beistand angeboten, den eines starken, entschlossenen Mannes, dessen sie jetzt in ihrer Lage nothwendig bedurfte. Aber Luise hatte ihn fest, wenngleich freundlich und dankbar, abgelehnt.

Das sei jetzt Alphons' Sache, hatte sie ihm geantwortet, er habe ja Sohnesrechte an der Todten gehabt. —

Alphons hatte ihr auch mit Rath und Trost beigestanden, aber ihr mit der That zu helfen, dazu fehlte es ihm an Zeit. Auch heut' Abend war er nicht bei ihr, wo sie seiner so dringend bedurfte und sich so schmerzlich nach seiner Gegenwart sehnte. Er hatte ihr bereits einige Male gesagt, daß er wohl erst spät zu ihr kommen würde, da sein Prinzipal streng darauf hielte, daß die Weihnachtsbescheerung von keinem Mitgliede seiner Familie und keinem

in seinem Brod Stehenden versäumt werden dürfe. Er selbst sei stets bei der Vertheilung derselben zugegen und erst, nachdem diese vorüber sei, gäbe er Jedem die Erlaubniß, den Rest des Abends bei Eltern, Verwandten oder sonstwo zuzubringen, wo es ihm gefiele. — Sie wußte also, daß er erst spät zu ihr kommen würde, und der Gedanke, diesen Festabend allein am Sarge ihrer Großmutter zuzubringen, hatte für sie etwas unsäglich Trauriges. Alle Erinnerungen an ihre heitere, sorglose Kinderzeit, alle Freuden, die sie später in dieser Zeit genossen, selbst die Erlebnisse des letzten, so verhängnißvollen Weihnachtabends standen vor ihrem inneren Blick und es war kein Wunder, daß heiße Thränen ihren äußeren Blick umflorten. —

Wie wohl that ihr nun, der Einsamen, Mutterlosen, die Gegenwart der beiden treuen Freunde, der Mitgenossen jener lange vergangenen Freuden, die die Verstorbene geschätzt und geliebt und jene fast immer mit ihr getheilt hatten! — Wie herzlich hatte sie dem guten Herrn Berger die Hand gedrückt, ihm für sein Kommen gedankt und die stille Trauer in seinem kleinen, welken Antlitz gelesen! Wie warm hatte sie dem Freunde ihrer ersten Kindheit gesagt, daß sie ihm nie diese Stunde des

Trostes und der Theilnahme vergessen würde und wie wehmüthig hatte Rudolph dabei gelächelt! — Ihm kam der Gedanke unwillkürlich, daß er es vor nicht gar langer Zeit für möglich gehalten hatte, daß dasjenige, was Luise jetzt als etwas Dankenswerthes bezeichnete, nur Sohnespflicht hätte sein müssen!

Später, als Alphons kam, zogen sich die beiden älteren Freunde zurück. Beide konnten beim Anblick des Verlobten Luisens ein eigenthümliches Gefühl nicht überwinden, das sie vom ersten Augenblick an gegen ihn empfunden und das sie sich nicht erklären konnten. Gewiß war es aber nur eine Art von Eifersucht, die sie gegen den Glücklichen, Bevorzugten hegten, dem die Rechte langjähriger Freundschaft hatten weichen müssen. —

Es war ja ohnehin so natürlich, daß sich das junge Mädchen nun immer fester an den Geliebten ihres Herzens schloß, wo sie allein in der Welt dastand, an ihn, welcher für sie die Welt ausmachte, und so wischte sie auch heut' Abend schnell die Thränen kindlichen Schmerzes aus dem Gesicht, als sie seinen wohlbekannten Tritt vernahm, denn nach Männerart liebte er es nicht, Thränen zu sehen. —

Die Hochzeit, welche bereits auf den Frühling

festgesetzt gewesen war, wurde nun der Trauer wegen aufgeschoben. „Auf unbestimmte Zeit", hatte Luise gesagt und Alphons hatte dazu geschwiegen, aber sein Blick hatte ihr deutlicher, als Worte es vermögen, gesagt, wie schmerzlich ihm solche unbestimmte Aussicht sei. —

Wiederum gingen Winter und Frühling hin. Frau Hollmann's anfänglich so exaltirte Liebe hatte sich nicht im Laufe der Zeit und der Ereignisse bewährt, jetzt, wo sie ihr gerade Mutter hätte sein müssen. Sie kam nur selten und auf sehr kurze Zeit zu dem jungen Mädchen, welches sie immer mit der Liebe und Herzlichkeit einer Tochter empfing, da sie als nahe Verwandte ihres Verlobten sie lieben zu müssen glaubte.

Frau Müller und Fräulein Julchen besuchten auch wohl dann und wann das Haus der Trauer und des Glücks, — denn beide hatten Platz in dem engen Raum desselben. Wenn Alphons da war, fühlte Luise nur das Glück, ihn zu sehen und zu sprechen, nur die Hoffnung, bald nun ganz sein eigen zu sein. Wenn er fort war, und das war bei Weitem der größte Theil des Tages, trauerte sie im tiefsten Herzen um den jähen Verlust einer so treuen, liebevollen Mutter, aber die Sorgen und Mühen ihres Geschäfts ließen ihr dennoch nicht

die Ruhe und Muße, um zum vollen Gefühl ihres Verlustes zu kommen.

Die Anwesenheit der beiden „Stiftsdamen" that ihr jedes Mal sehr wohl, zumal sie in ihnen die Freundinnen der Verstorbenen liebte. Besonders fühlte sie sich zu Frau Müller hingezogen, für die sie von jeher kindliche Zuneigung empfunden hatte, und es war ihr manchmal schon ein Trost, nur in das blasse, gütige Gesicht einer Frau blicken zu können, die so viel in ihrem Leben gelitten und es so schön getragen hatte.

Aber auch mit diesen Besuchen ging es, wie oft mit dergleichen. Im Anfang, nach dem Tode der Frau Mein, waren sie sehr häufig gewesen, da eine Art von Pflichtgefühl es der Frau Müller an's Herz legte, sich des verwaisten und verlassenen Mädchens anzunehmen. Aber sie hatte sie fast immer mit Ladengeschäften überhäuft gefunden, die ihr kaum einige Augenblicke Zeit ließen, mit ihr ein Paar flüchtige Worte zu wechseln. War sie dann später am Abend gekommen, wo die Sorgen des Tages vorüber waren, hatte die Gegenwart des Verlobten Luisens ihr einen Zwang auferlegt, der sie auch nicht zum herzlichen Austausch ihrer Gedanken und Gefühle hatte kommen lassen. Luise selbst war befangen gewesen, wie gewöhnlich

bei solchen Gelegenheiten, und sie glaubte bemerkt zu haben, daß der junge Mann sich sehr erleichtert gefühlt, wenn sie sich zum Fortgehen rüstete. So war's natürlich, daß diese Besuche seltener und immer seltener wurden, daß das arme Kind immer isolirter dastand und durch diese Einsamkeit, welche endlich eine totale wurde, einer Liebe vollkommen preisgegeben war, die sie zuletzt zum willenlosen Spielzeug in der Hand des Mannes machte, dem diese Liebe galt. —

Als es wieder Sommer geworden und jene Zeit wiedergekehrt war, in der sie vor einem Jahre so unaussprechlich glücklich wurde, da war die Scene abermals verwandelt. —

Luise hatte den Laden vermiethet und einen Verkaufszettel daran hängen lassen. —

Sie selbst war fort! — — Wohin? — —

Es giebt manches Dunkel, das besser unaufgehellt bleibt, Räthsel, die besser ungelöst bleiben! —

Herr Berger war sehr bestürzt über das unverhoffte Verschwinden des jungen Mädchens, das er mit großer Ueberlegenheit und Selbstbefriedigung während eines halben Jahres protegirt hatte und das nun so undankbar war, sich plötzlich seinem Protektorat zu entziehen.

Rudolph erwiederte kein Wort auf seines

Freundes ellenlange Tiraden über den Undank der Menschen und den Edelmuth der Besserdenkenden, die sich dadurch nicht abhalten dürften, Andere, gewiß ebenso Unwürdige zu protegiren. — Als er aber allein war in seiner einsamen Wohnung, da ließ er seinen Gefühlen freien Lauf: seinem Schmerz, seinem Zorn über den Elenden, der die süße Mädchenblume nur gesucht, um sie in ihrer schönsten Blüthe zu brechen!

Frau Müller meinte, das Geheimniß müsse sich unfehlbar bald aufklären, und bat Gott, es möge besser werden, als sie fürchtete. — Fräulein Julchen warf in keuscher, jungfräulicher Entrüstung die schwersten Steine auf das Haupt der Schuldigen und wollte von einer möglicherweise guten Aufklärung nichts wissen. Frau Hollmann zuckte die Achseln und meinte, es gäbe Verhältnisse, in die sich hineinzumischen selbst für die nächsten Verwandten der Betreffenden nicht rathsam und das Amt eines Tugendwächters ein ebenso schweres, wie undankbares sei. — Die wenigen, entfernten Bekannten der alten, seligen Frau Mein und ihrer niedlichen Enkelin sprachen wohl noch ein Weilchen über das Vorgefallene und schlossen damit, daß die Großmutter zur rechten Zeit aus der Welt gegangen sei, — die Luise habe freilich immer so

unschuldig gethan und geblickt, aber in's Herz sehen könne man Keinem und bei ihr bewähre sich das alte Sprichwort: Stille Wasser sind tief. Dann wurde die Sache eine alte, war schon zu oft besprochen, und man vergaß sie, sobald neue skandalöse Begebenheiten auf der Tagesordnung standen. —

Lassen auch wir das arme, beklagenswerthe Mädchen ein Weilchen verschwinden; wir werden schon Gelegenheit haben, es wieder zu finden! — Gönnen wir dem jungen, mißbrauchten Geschöpf eine kurze Zeit der Stille, der Verborgenheit vor der Welt, deren strengen und hohnlachenden Blicken sie sich durch ihr plötzliches Verschwinden entzogen hat! Lassen wir sie in Einsamkeit und Verzweiflung ihr grausames Geschick beweinen, das ihr die Stütze ihres Lebens, den Halt ihrer Tugend entriß, in dem Augenblick, wo sie deren am meisten bedurfte! —

Lassen wir Alle den Stab über sie brechen, welche hart genug dazu sind, die Tugendsamen und kalten Richter sich erbarmungslos von ihr abwenden. Sie haben volles Recht dazu und mögen Gebrauch davon machen, wenn sie es können! —

Lassen wir aber auch die weichen, erbarmenden Seelen der Aermsten ihr Mitleid zollen, die,

welche ihr eine aufrichtige Thräne weinen, ihr Samariterwerk vollbringen, denn auch sie haben ein Recht dazu und Gott allein mag entscheiden, welches das menschlichste ist! — —

Ich selbst kann keinen Stein auf die Unglückliche werfen. Ich weiß, daß Gottes Hand allein ein junges, heißes Herz in der dunklen Stunde der Versuchung schützen und vor einer Gefahr erretten kann, der sich zu entziehen es selbst nicht die Kraft hat und an der manches schöne, hoffnungsvolle Leben Schiffbruch leidet! Ich kann eine arme Verlassene nicht verdammen, der Niemand zur rechten Zeit zur Hülfe kam, weder Gott, noch Menschen, und die so der schweren Versuchung unterlag. —

Ich bin gewiß, daß viele meiner Leser und Leserinnen mich selbst darob verachten und ihr Anathema über Diejenige aussprechen werden, die mit solchen unehrenhaften Ansichten an die Oeffentlichkeit zu treten wagt. Aber ich weiß auch ebenso gewiß, daß Manche auf meiner Seite stehen werden und bin damit zufrieden, wenn's auch nur Wenige sind. Ich kenne edle und tugendhafte Männer, deren Wandel ebenso fleckenlos ist, wie ihre Grundsätze, die aber Milde und Erbarmen genug besitzen, nicht zu richten, gleich dem Herrn, der auch nicht verdammte und ein milder, vergeben=

der Heiland war. Ja, das Wort des Altmeisters unserer Poesie: „Sie ist gerettet!“ tönt noch heut' mit derselben göttlichen Barmherzigkeit und Vergebung an unser Ohr und Herz, wie damals, da der Mund noch athmete, welcher es gesprochen, den anklagenden und verdammenden Stimmen gegenüber, die sprachen: „Sie ist gerichtet!“ daß ich seine Hand küssen möchte, die längst in Staub zerfallen ist, und Haupt und Herz beugen in stummer Verehrung vor dem großen Dichter, der zugleich ein so milder Richter war! —

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Paschkowsky, Dorothea von

Geld und Kunst Roman von Dor. von Paschkowsky

Bd.: 2

Jena 1865

P.o.germ. 1975 i-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10127965-0